Die
Marionetten des Teufels.

Dritte Abtheilung:

Perine Engoulevent.

Ein Pariser Nachtstück aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung von „Die Gitana".)

Von

Xavier von Montépin.

Deutsch
von
A. Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.





Erstes Capitel.

Das Haus in der Rue de l'Hirondelle.

Am 20. Februar 1772 — am Fastnachtsdinstage — war das Wetter hell und kalt, die Straßen trocken, selbst in den volkreichen Stadttheilen von Paris, trotz des beklagenswerthen Zustandes des Straßenpflasters zu jener Zeit, und die große Stadt bot um acht Uhr Abends ein lebhaftes, lärmendes,. buntes Schauspiel dar, wovon die traurigen Carnevale der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unseren Zeitgenossen keinen Begriff geben können. Im Jahre 1772 konnte der Fastnachtsdinstag mit vollem Rechte als ein nationaler Festtag betrachtet werden.

Paris, welches in der Regel durch eine unzureichende Anzahl räucheriger Laternen, welche beinahe eben so schnell ausgelöscht als angezündet wurden, gewöhnlich sehr schlecht beleuchtet war, Paris, sagen wir, war an diesem Abend seinem ganzen Umfange nach illuminirt von den großen Communicationsstraßen an bis zu den schmalsten Gäßchen, bis in die elendesten Höfe hinein.

Jedes Fenster, das der elendesten Barake eben so gut wie das des reichen Bürgerhauses oder des aristokratischen Hotels, machte es sich zur Ehrensache, sein Lämp-

chen oder seine bunte Laterne anzubringen. Ein vielfacher Flammengürtel umgab die alte Stadt und verflocht sich nach allen Seiten hin in unregelmäßigen hellleuchtenden Zickzacks.

Im Scheine dieser strahlenden Beleuchtung lief, sprang und drängte sich eine wahnsinnige Menschenmenge, von Freude eben so trunken wie von Wein, unter ihren buntscheckigen, wunderlichen Masken.

Sie stieß ein seltsames Geschrei aus, sang lärmende Lieder, schüttelte Schellenkappen und mit Erbsen gefüllte Blasen, schwenkte Pritschen, rührte Trommeln, blies in Bockshörner und schrie allerhand althergebrachte Carnevalsformeln, während zuweilen auch eben nicht sehr höfliche Reden ausgetauscht wurden, welche nicht verfehlten Zwiegespräche herbeizuführen, die nicht in Worten, sondern Faustschlägen bestanden.

Wir bitten unsere Leser, uns an dem in den ersten Zeilen dieses Capitels angedeuteten Tage und zu der angegebenen Stunde mitten unter diese tobenden Rotten zu begleiten, welche Paris an diesem Abende einem ungeheuren Narrenhause ähnlich machten, dessen Bewohner einander an Tollheit und Lärm überbieten zu wollen schienen.

Zwei Reiter — Herr und Diener — ritten langsam die Rue de l'Hirondelle hinauf und bahnten sich nicht ohne Mühe den Weg zwischen den maskirten weintrunkenen Gruppen hindurch, welche sich auf dem Pflaster der ebengenannten schmalen Straße drängten.

Weder der Herr noch der Diener waren verkleidet, wohl aber trugen beide, wie um sich dem Gebrauche des Faschings anzubequemen, auf dem Gesicht eine jener Halb-

masken von schwarzem Sammet, welche man zu jener Zeit wie auch noch heutzutage »Wölfe« nannte.

Der Edelmann — sicherlich hatte der erste der beiden Reiter Anspruch auf diesen Titel — der Edelmann, sagen wir, hatte die Grenzen der Jugend hinter sich, die des reifen Alters aber noch nicht erreicht.

Nach der Geschmeidigkeit und Zierlichkeit seines hohen schlanken und doch kräftigen Wuchses zu urtheilen, zählte er dreißig bis achtunddreißig Jahre. Sein kleiner, goldbetreßter Hut, den er mit etwas herausfordernder Keckheit auf dem Kopfe trug, saß ein wenig auf der rechten Seite. Ein großer Mantel von dunklem Tuche, der durch die Scheide eines langen und breiten Degens emporgehoben ward, umhüllte den Obertheil seines Körpers und ließ nur die linke Hand entblößt, welche die Zügel führte, eine reizend geformte Hand von ganz aristokratischer Zartheit.

Das Roß dieses Reiters war ein stattlicher spanischer Hengst, welcher den unbezahlbaren Vorzug einer außergewöhnlichen Schnelligkeit besitzen mußte, wie sich wenigstens aus der Breite seiner sehnigen Sprunggelenke und aus der feinen schlanken Form seiner Beine schließen ließ.

Die Kleidung des Dieners verschwand eben so wie die des Herrn beinahe vollständig unter den Falten eines weiten Mantels, der auf die runde Croupe eines großen normännischen Gaules herabfiel und kaum hier und da die Tressen eines kurzen Livréerockes herabschimmern ließ.

Der Edelmann lenkte mit bewundernswerther Gewandtheit seinen spanischen Hengst durch das Gewühl der plebejischen Rotte, welche in ihm einen Adeligen, vielleicht

einen Herrn vom Hofe errathend und, ohne es zu wissen, schon den revolutionären Hauch von 89 athmend, durchaus nicht auf die Seite wich, um ihm Platz zu machen.

Das durch eine erfahrene Hand gezügelte feurige Thier keuchte und schnaubte fast bei jedem Tritt — der Schaum färbte sein Gebiß weiß und trotz der Langsamkeit seines Ganges und der strengen Kälte ward seine Brust von reichlichem Schweiße marmorirt.

Von Zeit zu Zeit pfiffen Späße und Anzüglichkeiten, von welchen einige die weitesten Grenzen der Faschingsfreiheit überschritten und mehr als unverschämte Herausforderungen zu betrachten waren, um die Ohren des Reiters herum wie Wurfgeschosse.

Er schien aber nicht darauf zu hören, sondern setzte seinen Weg fort, ohne sein Pferd schneller oder langsamer gehen zu lassen.

Der Herr und der Diener erreichten und passirten auf diese Weise das historische Gebäude, welches unter dem Namen des Hauses Franz des Ersten bekannt war, weil in diesem Hause, wie die politische Chronik versichert, früher Frau von Chateaubriant, eine der Günstlinginnen dieses galanten und ritterlichen Königs, gewohnt hatte.

Von dieser Stelle an bot sich den Blicken der beiden Reiter ein Phänomen dar, welches im ersten Augenblicke unerklärlich zu sein schien.

Ungefähr hundert Schritt weitere nach vorn ward die Straße, welche bis hierher durch eine Menge Lampen und Laternen sehr hell erleuchtet war, plötzlich sehr dunkel. Ein seltsamer Schatten gleich dem, welchen der Bogen einer

Brücke auf das Wasser eines Flusses werfen würde, durchschnitt plötzlich den hellen Schein, welcher ein wenig weiterhin wieder anfing, um dann nicht wieder unterbrochen zu werden.

Nicht weniger seltsam war der Umstand, daß die redselige, lärmende Menge, von welcher wir gesprochen, plötzlich schweigsam oder vielmehr stumm ward, als sie den von der Finsterniß bedeckten Raum durchschritt. Kaum hörte man noch das Klappern der mit Nägeln beschlagenen Sohlen auf dem Straßenpflaster. Es war, als beträte die Menschenmenge schaudernd dieses unglückverkündende Stroh, welches man vor den Häusern ausbreitet, auf welche der Tod im Begriffe steht, sich herabzusenken.

Der Reiter schien sich über dieses doppelte Phänomen, dessen vollkommen einfache und natürliche Erklärung wir nicht länger aufschieben wollen, weder zu wundern, noch sich weiter damit zu beschäftigen.

Unter allen diesen von leuchtenden Punkten eingefaßten Wohnungen war ein einziges Haus düster und schwarz geblieben und bot nach außen nicht eine einzige Flamme, im Innern keinen einzigen Wiederschein und schuf durch sein Dunkel die davor liegende Finsterniß.

Es ist dies kein Paradoxon! Die Häuser haben ihre Physiognomie eben so wie die Menschen. Das, welches uns hier beschäftigt, bot einen unheimlichen Anblick dar, und da es in unserer Geschichte eine bedeutende Rolle spielen soll, so können wir ihm die Ehre einer kurzen Beschreibung nicht versagen.

Nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß hoch und mit weit aus einander stehenden schmalen Oeffnungen ver-

sehen, war dieses Haus, ein Zeitgenosse Franz des Ersten, beinahe gänzlich aus gestampftem Lehm und Holz erbaut, wie dies mit dem größern Theile der alten Häuser des alten Paris der Fall war.

Naiv häßliche Figuren, eine Art Karyatiden, von geschnitztem Eichenholz, welche allerhand Ungeheuer aus der Offenbarung Johannis und gehörnte Teufel vorstellten, trugen das Dach, welches ziemlich weit über die Straße hervorragte.

Ein Maler, welcher auf derselben niedrigen Kunststufe gestanden zu haben schien wie sein College, der Bildschnitzer, hatte früher diese Ungeheuer und diese Teufel mit den grell leuchtendsten Farben bemalt, zu welchen die Palette der Hölle das Muster geliefert zu haben schien.

Zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, war dieses geschmackvolle Colorit fast nur noch im Zustand der Erinnerung vorhanden. Diese grotesken, abscheulichen, modrigen, wurmstichigen Figuren schienen mit einem unheilbaren Aussatz behaftet zu sein und stachen theils schwarz, theils grau von dem rothbraun angestrichenen Mauerwerk ab.

Die einzige Thür und die frisch angestrichenen inneren Fensterläden zeigten ein lebhaftes Roth — feuerroth oder blutroth.

Drei ebenfalls rothe, von den Sohlen mehrerer Generationen halb abgenützte Granitstufen führten nach der scharlachrothen Thür, die über und über mit ungeheuren Nägelknöpfen beschlagen und in der Mitte mit einem Guckloch, gewöhnlich ein „Judas“ genannt, versehen war, dessen fein und eng durchlöchertes Gitter den Blick von innen nach

außen gestattete, ohne daß der Hindurchschauende selbst von außen gesehen werden konnte.

Ueber diesem Guckloche hing ein ungeheurer Hammer von ciselirtem Stahl, ein Medusenhaupt vorstellend.

Ein eisernes Gitter von einer Festigkeit, die sich mit dem der Bastille vergleichen ließ, schützte jedes Fenster wie das eines Kerkers oder einer Festung und verlieh dem fraglichen Hause beinahe die Möglichkeit, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten.

In dem Augenblick, wo der Edelmann vor dem so eben beschriebenen geheimnißvollen düsteren Hause ankam, ließ er seinen spanischen Hengst noch langsamer gehen, drehte sich halb im Sattel herum und murmelte in leisem, pfeifendem Tone die beiden Sylben des bretonischen Namens:

»Malo!«

Der Diener gab seinem Gaul sofort die Sporen und versetzte sich mit seinem Herrn, von welchem ihn bis jetzt ein Zwischenraum von zehn bis zwölf Schritten getrennt, in gleiche Linie. Er hob ein wenig seinen dreieckigen Hut und fragte in ehrerbietigem Tone:

»Haben Sie mir die Ehre erzeigt, mich zu rufen, Her Baron?«

»Ja. — Ich will absteigen.«

»Soll ich, wie gewöhnlich, Sie mit den Pferden auf der andern Seite des rothen Hauses in der Gasse l'Estouffade erwarten, Herr Baron?«

»Nein, in einem solchen Menschengewühl wie heute Abend ist es hundertmal besser, sich seiner eigenen Füße zu be-

dienen als der seiner Pferde. Ich werde zu Fuße zurückkommen.«

»In diesem Falle soll ich ohne Zweifel die Pferde wieder nach Hause führen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Soll ich dann Ihre Rückkunft erwarten, Herr Baron?«

»Es ist nicht nöthig, auch weiß ich nicht, zu welcher Stunde ich wiederkommen werde.«

»Dann erlauben Sie mir wohl, Herr Baron, über meinen Abend selbst zu verfügen?«

»Ja wohl, schlaf' oder amüsire Dich in dieser Carnevalsnacht, wie Du Lust hast. Ich empfehle Dir blos, wenn Du vielleicht Abenteuern nachläufst, meine Livrée nicht zu compromittiren.«

»O, da können Sie ganz ruhig sein, Herr Baron. Ich weiß, was ich Ihren Farben schuldig bin, Herr Baron.«

»Apropos, Du hast wohl aber kein Geld?«

»Diese Voraussetzung, Herr Baron, ist leider nur allzu gegründet.«

Der Edelmann suchte in seiner Tasche.

»Da hier!« sagte er, indem er seinem Diener ein Goldstück hinreichte; »nimm diesen Louisdor und vertrinke ihn ganz oder zum Theil auf meine Gesundheit.«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Baron.«

»Schon gut, schon gut — sprechen wir nicht weiter davon. Du bist ein guter Diener und was ich für Dich thue, ist nicht viel.«

»Erlauben Sie mir eine Frage an Sie zu richten, Herr Baron?«

»Ja wohl.«

Der Diener näherte sich seinem Herrn.

Er dämpfte seine bis zu diesem Augenblicke schon sehr leise Stimme und murmelte, indem er jedes seiner Worte durch einen kurzen Zwischenraum trennte:

»Soll ich die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln anwenden, wenn ich das Goldstück wechsle, welches Sie so eben die Güte hatten, mir zu schenken, Herr Baron?«

Der Edelmann lächelte unter dem Bart seiner Maske.

»Es ist keine Vorsicht nothwendig,« antwortete er; »wechsle nur dreist — Du hast durchaus nichts zu fürchten.«

»Ich war schon sehr dankbar,« antwortete der Diener, indem er das Goldstück in seiner Tasche verschwinden ließ, »jetzt aber bin ich es noch zwanzigmal mehr.«

Der Edelmann lächelte abermals. Und da er gerade in diesem Augenblicke den drei Granitstufen, welche zu der scharlachrothen Thür führten, gegenüber kam, so stieg er mit der Gewandtheit und Schnelligkeit eines Reiters ersten Ranges vom Pferde und warf die Zügel desselben seinem Diener zu.

Der Diener entfernte sich mit den Pferden und gehorchte auf diese Weise den empfangenen Instructionen.

Die bunte Menge der Masken, zog immer noch durch die Straße, aber das Geschrei und Gelächter schwieg wie auf einen Zauberschlag genau in demselben Augenblick, wo die lustigen Schwelger in den Schatten des rothen Hauses kamen. Der Edelmann, welchen wir Herr Baron haben nennen hören, lenkte seine Schritte nach der Thür.

Die Vorübergehenden blieben bestürzt, beinahe erschrocken stehen. Der Unbekannte ging die drei Stufen hinauf.

Der von den Neugierigen gebildete Kreis erweiterte sich und ein Schauer der Furcht und des Schreckens flog über alle Gesichter.

Der Baron hob den stählernen Hammer und ließ ihn auf die eiserne Platte niederfallen.

Ein dumpfes Grollen gleich dem Wiederhall des fernen Donners dröhnte in dem Innern des Hauses. Die Masse der Neugierigen zerstreute sich plötzlich, gerade wie eine Schaar Sperlinge auseinanderstiebt, wenn ein Schuß unter sie hineinfällt.

Alle diese ungläubigen Pariser, alle diese weintrunkenen Maulhelden, von welchen ohne Zweifel Viele weder an Gott noch an Teufel glaubten, flohen so schnell, als ihre Füße sie zu tragen vermochten, und riefen dabei leise und zitternd einander zu:

»Sehet Ihr den maskirten Cavalier, der nach acht Uhr Abends an die Thür des Rothen Hauses pocht? — Das ist ein Mensch, welchem die Nacht des Fastnachtsdienstages kein Glück bringen wird.«

Zweites Capitel.

Die Herrin des Rothen Hauses.

Ueberschreiten wir die Schwelle dieses unheimlichen Hauses, von welchem abergläubische Furcht die Menge zu verscheuchen scheint. Ersteigen wir die Stufen einer stei-

nernen Wendeltreppe, auf welcher das Geräusch der Tritte mit beunruhigendem Wiederhall dröhnt, durchschreiten wir ein kleines dürftig möblirtes Gemach, dessen alte flamländische Tapeten allerlei Scenen aus dem alten Testament vorstellen.

Der schwache Schimmer einer kupfernen Lampe, auf einem Leuchtertisch von Eichenholz mit gedrehtem Fuß stehend, läßt diese Art Vorzimmer in einem gewissen Halbdunkel und leiht den biblischen Personen mit den unbestimmten Zügen an den Wänden Aehnlichkeit mit bleichen Spukgestalten.

Heben wir eine der Tapeten, öffnen wir eine Thür von schwarzem Holze, auf welchem Reihen von Nägeln mit kupfernen Köpfen seltsame Arabesken bilden und treten wir endlich in ein umfangreiches Zimmer von seltsamem und beinahe Schrecken einflößendem Anblick.

Man denke sich eines jener gleichsam phantastischen Zimmer, deren düstere Tiefen und geheimnißvolles Helldunkel Rembrandt's Meisterhand mehr als einmal so wirksam auf der Leinwand darzustellen gewußt hat. Ein Getäfel von geschnitztem Eichenholz, von der Zeit geschwärzt und gleichsam gefirnißt, bekleidet die Mauern bis zu Mannshöhe. Ueber diesem Getäfel zeigt eine Ledertapete von Cordova ihre geschwärzte Vergoldung und ihr beinahe verschossenes Roth und reicht bis zur Decke, deren hervortretende Tragbalken abwechselnd grau und roth sind.

Ein hoher und breiter Bücherschrank mit schwerfälligen Foliobänden und kleinen, in Pergament gebundenen Duodezausgaben nimmt beinahe ausschließlich eine der vier Seiten des Zimmers ein.

Rechts und links von diesem Bücherschranke stehen zwei menschliche Skelette, deren Gebeine so weiß und glatt sind wie Elfenbein, auf ihren Sockeln von Ebenholz in drohender Stellung und scheinen die Hüter der in dem Schranke aufgehäuften wissenschaftlichen Schätze zu sein.

Ungefähr der dritte Theil des Zimmers, von welchem wir für unsere Leser eine flüchtige Skizze entwerfen, wird von einem Glasbau eingenommen, welcher sofort den Blick anzieht und festhält.

Dieser Glasbau bildet ein förmliches Cabinet mit durchsichtigen Wänden, welches das Licht von überall her empfängt, in welches aber die äußere Luft nicht eindringen kann.

Ein Ofen von Backsteinen mit allen Werkzeugen der Chemie oder vielmehr der Alchymie, so wie sie schon im Mittelalter in Gebrauch waren und im achtzehnten Jahrhundert vervollkommnet wurden, ist das einzige Möbel dieses Cabinets. Eine gläserne Gesichtsmaske hängt an einem Krystallknopfe neben Destillirkolben und Schmelztiegeln.

Auf dem hohen Sims des Kamins von rothem Granit schlägt eine Pendule von Schildkrot und Kupfer, eine Zeitgenossin der ersten Regierungsjahre Ludwig des Vierzehnten, die Stunden mit dem furchtbar lauten Dröhnen eines chinesischen Gong. Zu beiden Seiten sieht man die Schädel riesiger, vorsündflutlicher Ungeheuer, Kinnladen von Plesiosauren und Dinotheriums, den letzten furchtbaren Spuren der von Wasserfluten verschlungenen Urwelt.

Nicht weit von dem chemischen Cabinet enthält ein großer Käfig oder vielmehr ein Vogelhaus drei oder vier

schwarze Hühner, einen Raben, eine Elster, eine Ohreule, einen Uhu und eine Taube. Sämmtliche Individuen dieser geflügelten Welt scheinen mit einander im besten Einvernehmen zu leben.

Neben dem Käfig plätschern mehrere niedliche Laub- und Goldfrösche und eine Kröte von außerordentlichen Dimensionen geschwisterlich in dem Wasser eines großen Porzellanbeckens herum.

An dem Mittelpunkte der Decke hängt statt des Kronleuchters an einer kupfernen Kette eine blaubemalte Kugel herab, auf welcher mit untadelhafter Kenntniß und Genauigkeit angebrachte unzählige goldene Sterne die Gestirne des Himmels darstellen.

Unmittelbar unter dieser Kugel und folglich in der Mitte des Zimmers sieht man einen viereckigen Tisch von schwarzem Holz mit einer carmoisinrothen Decke von Schafleder. Diese, mit kabbalistischen Zeichen verzierte Decke trägt eine mit einem blanken Prallspiegel versehene Lampe, mehrere Spiele Karten von verschiedenen Größen und endlich einen seltsamen Gegenstand, mit welchem wir uns bald näher zu beschäftigen haben werden.

Wir bitten unsere Leser, ihre Aufmerksamkeit auf die Einzelnheiten dieses mehr als originellen Möblements richten zu wollen, welches wir so eben beschrieben haben. Alle diese Einzelheiten haben ihr Bedeutung und alle sollen im Verlaufe dieser Erzählung eine Rolle spielen.

Es bleibt uns jetzt weiter nichts mehr übrig, als der Vollständigkeit wegen eine gewisse in der Mauer angebrachte geheime Thür zu erwähnen, welche durch das

Schnitzwerk des Holzgetäfels und die Zeichnungen der Ledertapete auf vollständige Weise verborgen war.

In dem Augenblick, wo wir die Schwelle des Hauptzimmers des Rothen Hauses überschreiten, befindet sich eine einzige Person in diesem Zimmer.

Diese Person war eine Frau, die an dem viereckigen Tisch in einem großen Lehnstuhl saß oder vielmehr halb lag und ein staubiges Manuscript las, dessen Schriftzeichen von höchst seltsamer Art und dessen Ränder mit unverständlichen Zeichnungen geschmückt waren.

Diese Frau, die mehr klein als groß war und deren Formen ein weites Gewand von brauner Wolle mit einer Capuze, gleich der eines Mönches, nicht errathen ließ, stand in ihrem dreiundvierzigsten Lebensjahre, schien aber selbst bei aufmerksamer Musterung kaum achtundzwanzig bis dreißig zu zählen.

Ihre Züge von idealer Regelmäßigkeit zeigten den jüdischen Typus in seiner größten Reinheit und Vollkommenheit, und man kennt die erhabene Schönheit der Töchter des Volkes Gottes.

Ihr dunkles Haar, welches dicht war wie eine Löwenmähne, von Natur langlockig und auf dem glatten Elfenbein der Stirn fünf Spitzen zeichnend, ließ frische perlmutterartige Schläfe sehen, auf welcher die vergangenen Jahre keine Furche zurückgelassen hatten. Augen von Sammet und Feuer, von jener Art, bei welcher man unwillkürlich an die Peris des Orients und an die Houris des Paradieses Muhameds denkt, zwei gewaltige Augen — vielleicht zu groß für das Gesicht, dem sie angehörten

—strahlten und flammten unter Brauen, die schwarz waren wie Ebenholz und wunderbar richtig gezeichnet.

Eine doppelte Palissade von langen anmuthig gekrümmten Wimpern milderte den beinahe unerträglichen Glanz der funkelnden Augensterne.

Die Nase von leicht gebogener Form hatte jene leidenschaftlichen edlen Nüstern, welche sich in der Liebe wie im Zorne blähen.

Die ein wenig starken Lippen, so roth wie Korallenblüthe, bildeten einen reizenden Gegensatz zu der anziehenden Blässe eines Teints, der matt und sammetartig war wie der Kelch einer Camelie.

Der zierliche Schnitt und die feine Wölbung des Kinns erinnerte an die göttliche Reinheit jener Marmorgebilde, welche das Alterthum uns als das letzte Wort der idealen Kunst überliefert hat.

Dieses so wunderbar, so seltsam schöne Antlitz, in welchem selbst die strengste Kritik keine Unvollkommenheit zu bezeichnen vermocht hätte, mußte auf den ersten Blick unwiderstehlich verführen, auf den zweiten aber eine Art Schrecken einflößen.

In der That besaßen diese bewunderungswürdigen Augen einen frappanten Ausdruck von Verschlagenheit und Schlauheit. Die Nüstern gewannen, wenn sie sich zusammenzogen, einen wilden Ausdruck und erinnerten an den Rachen des Tiegers.

Der Mund endlich hatte, in der Ruhe sowohl wie beim Lächeln, etwas Wollüstiges und zugleich Drohendes und Grausames. Es waren gleichzeitig die Lippen der Cleopatra und die der Locusta.

Die schmalen, fein und aristokratisch geformten Füße und Hände waren die würdige Vervollständigung eines lebenden Meisterwerkes.

Die Herrin des Rothen Hauses studirte, wie wir schon gesagt, mit tiefer Aufmerksamkeit die Seiten eines Manuscriptes. Der hinter der Lampe stehende, nach ihr gewendete Prallspiegel concentrirte den größten Theil der leuchtenden Strahlen auf ihr Buch und ihr Gesicht.

Ein Theil des Lichtscheines fiel jedoch auch auf den seltsamen Gegenstand, der, wie wir schon oben bemerkten, auf der rothen Decke neben der Lampe und den Spielkarten zu sehen war.

Dieser Gegenstand war ein menschliches Gesicht — ein vom Körper getrennter Kopf, der Kopf einer alten, hundertjährigen Frau mit offenstehendem Munde und leeren Augen.

Mit langem, unordentlichem, weißem Haar versehen, welches in dünnen Flechten zu beiden Seiten der aschenfahlen Wangen herabfiel, schien dieser Kopf frisch abgeschnitten, beinahe noch lebendig zu sein.

Beeilen wir uns hinzuzufügen, daß die Augen, welche sich nicht ohne Entsetzen und Grauen auf dieses scheußliche Antlitz hätten heften können, die Opfer einer Illusion, aber einer vollständigen und unvermeidlichen Illusion, gewesen wären.

Niemals in der That war die Kunst der Nachahmung so weit getrieben worden, wie mit dieser inwendig mit Seide gefütterten Wachsmaske, welche die Natur auf's Täuschendste wiedergab.

Diese Maske, welche nicht blos bestimmt war, das

Gesicht zu verbergen, sondern auch den ganzen Kopf zu bedecken, auf welchen sie paßte wie früher die Helme mit geschlossenem Visir auf die starken Schädel der Ritter des Mittelalters, war mit einer solchen Genauigkeit, wir könnten sogar sagen mit solcher Kunst gearbeitet, daß es unmöglich ward, die Wirklichkeit und die Nachäffung nicht mit einander zu verwechseln.

Die mit dürftigem Haare besetzten runden Augenlider besaßen vollkommene Beweglichkeit und konnten wie bei wirklichen Augen geöffnet und geschlossen werden. Ein gleicher Mechanismus wie der, welcher die Augenlider in Bewegung setzte, gestattete den Lippen, sich zu bewegen, zu zittern, zu zucken, kurz alle Bewegungen hervorzubringen, welche diesen Organen des Wortes eigenthümlich sind.

Um die Sache in wenig Worte zusammenzufassen — diese wunderbare Maske ward, sobald sie einmal aufgesetzt war, ein wirkliches Gesicht und schien von wirklichem Leben beseelt zu sein.

Ganz gewiß, wenn man zu Jemandem gesagt hätte: „Das, was Du für die runzelige, pergamentartige Haut einer hundertjährigen Frau hältst, ist nur ein geschickt modellirtes und bemaltes Häutchen Jungfernwachs," — so würde er, wie wir versichern, dieser Behauptung, von fester Ueberzeugung geleitet, den hartnäckigsten Unglauben entgegengesetzt haben.

Es schien uns zweckmäßig, unseren Lesern vor allen Dingen diese Erklärung zu geben. Von nun an soll uns aber nichts mehr aufhalten, oder den Gang unserer Erzählung hemmen.

Der dröhnende Schlag der auf dem Kaminsimse zwischen den riesigen Schädeln der vorsündflutlichen Ungeheuer stehenden Pendeluhr hatte kaum die achte Stunde verkündet, die Vibrationen des letzten Schlages erfüllten noch das Zimmer mit ihren metallenen Modulationen, als der Cavalier, welchen wir in der Rue de l'Hirondelle haben vom Pferde steigen sehen, den Hammer an der Thür des Rothen Hauses aufhob und wieder fallen ließ.

Die Tiefen des alten Hauses wiederholten das Getöse, indem sie es noch lauter machten, und ein dumpfes Grollen, welches sich an jeder Stufe der Treppe brach, ward lange von dem geheimnißvollen Echo fortgesetzt.

Gleichzeitig öffnete sich eine der Seitenthüren, deren Vorhandensein wir vorhin erwähnt, und welche so vollkommen in dem Wandgetäfel und der Tapete verborgen waren.

Ein großer abyssinischer Neger mit scharlachrothen Schuhen an den Füßen und in ein rothes Costüm gekleidet, welches Hals, Arme und Beine vom Knie an bloß ließ, zeigte sich in dem Rahmen der geheimen Thür.

Dieser riesige Neger, dessen kräftige Formen einem Bildhauer hätten zum Muster dienen können, dessen Gesicht aber in Folge der schmalen, unter dem krausen Haarwuchs versteckten Stirn, der breiten gedrückten Nase und der ungeheuren, aufgeworfenen, herabhängenden Lippe dem eines Dämons glich, verneigte sich in orientalischer Weise, indem er die Arme über der Brust kreuzte, und murmelte mit leiser Gutturalstimme und in einem Accent, den keine orthographische Combination im Stande wäre wiederzugeben:

»Will die Herrin Den, welcher unten steht und Einlaß begehrt, empfangen?«

Die Herrin des Rothen Hauses schien einige Minuten lang mit sich selbst zu Rathe zu gehen, dann antwortete sie:

»Laß den Anpochenden ein, mag es sein, wer es will. Führe ihn in das Vorzimmer, wo Du ihn allein lassen wirst, und melde mir es dann.«

»Der Wille der Herrin soll geschehen,« entgegnete der Neger, indem er sich abermals verneigte und das Zimmer verließ.

Kaum war er verschwunden, so schob die Frau, deren Bildniß wir gezeichnet, das Manuscript, in dessen Lectüre sie bis zu diesem Augenblick versunken gewesen, von sich, setzte ihre Maske als hundertjährige Greisin auf ihr von Schönheit und beinahe Jugend strahlendes Antlitz, schlug die Capuze ihres braunen Gewandes über die dürftige Flechte ihres falschen weißen Haares herab und hüllte auf diese Weise den oberen Theil ihres Gesichts in einen undurchdringlichen Schatten, aus welchem nur die Augen hervorfunkelten. Dann änderte sie die Stellung des Prallspiegels, so daß der ganze Schein der Lampe auf einen Stuhl von geschnitztem Holz fiel, welcher auf der andern Seite des Tisches dem Sessel gegenüber stand, welchen sie selbst einnahm.

Der Zweck dieses letzten Manövers läßt sich ohne Mühe errathen.

Die Person, welche ohne Zweifel auf diesem Stuhle Platz nahm, ward dann nothwendig hell beleuchtet, während im Gegentheil die Herrin des Rothen Hauses sich in

den kaum durchsichtigen Schleier einer schützenden Dunkelheit hüllte.

Es vergingen zwei oder drei Minuten. Nach Verlauf dieser Zeit kam der große rothgekleidete Neger wieder zum Vorschein.

»Nun, Jupiter?« fragte ihn die seltsame Frau.

»Herrin, es ist der Herr Baron,« murmelte er.

»Ah, es ist der Baron,« wiederholte die nachgemachte Greisin. »Wohlan, laß den Baron eintreten. Du weißt, daß ich für ihn stets und zu jeder Stunde zu Hause bin.«

Der Neger lenkte seine Schritte, ohne eine Secunde zu verlieren, nach der mit kupfernen Arabesken verzierten Thür von Ebenholz und öffnete dieselbe.

Der Cavalier mit der schwarzen Sammetmaske überschritt die Schwelle und entledigte sich seines Mantels, den er auf einen Stuhl warf.

Drittes Capitel.

Luc und Perine.

Nachdem der Eintretende einige Schritte in dem Zimmer gethan, blieb er stehen.

»Guten Abend, Perine,« sagte er mit sonorer, metallreicher Stimme.

»Guten Abend, Luc,« entgegnete die Herrin des Rothen Hauses.

»Wie es scheint, hast Du mich heute nicht erwartet.«

»Das gestehe ich — aber wie erräthst Du das?«

»Nun, das ist wohl nicht sehr schwer für mich, denn ich sehe Dich ja bis an die Zähne maskirt. — Meinetwegen hast Du dies gewiß nicht gethan.«

»Aber wie mir scheint, hast Du ja auch selbst —«

»O ich, das ist sehr einfach. — Heute Abend sind die Straßen voll Leute und ich habe die Freiheiten des Faschings benutzt, um nicht in dem Augenblick erkannt zu werden, wo ich an deine Thür zu pochen kam.«

»Ich bewundere diese Klugheit, aber wie mir scheint, hielt Dich ja nichts ab, durch die kleine Gasse l'Estouffade zu kommen wie gewöhnlich. Dieses Gäßchen besitzt einen allzubeklagenswerthen Ruf, als daß es nicht gleich nach Einbruch der Nacht so gut wie menschenleer sein sollte, und übrigens hast Du ja einen Nachschlüssel zu der kleinen Thür.«

»Allerdings, als ich aber heute Abend meine Wohnung verließ, suchte ich diesen Schlüssel vergebens. Es war mir ganz unmöglich, ihn zu finden. Er kann indessen nur verlegt worden sein und morgen werde ich ihn wiederfinden!«

»Ja wohl — Du mußt ihn wiederfinden!« rief lebhaft die Frau, welche wir Perine haben nennen hören; »Du mußt ihn wiederfinden und zwar unverweilt. Ich fühle mich in meinem Hause nicht mehr sicher und wenn dieser Schlüssel nicht schon morgen wieder in deinen Besitz zurückgekehrt ist, so lasse ich das Schloß ändern.«

»Schlaf in Frieden, meine schöne Freundin!« antwortete der Baron lachend. »Das Rothe Haus gehört nicht zu der Zahl derjenigen, mit welchen die Diebe und nächtlichen Räuber sich gern zu schaffen machen und deine

Wohnung ist durch ihren unheimlichen Ruf und durch den Schrecken, welchen sie einflößt, besser bewacht, als durch eine ganze Schaar Polizeisoldaten. Uebrigens sage ich Dir nochmals: morgen werde ich diesen Schlüssel wiederfinden.«

Hierauf setzte der Cavalier, den Ton wechselnd, hinzu:

»Und nun, meine schöne Perine, da wir allein sind und da kein indiscreter Blick uns überraschen kann, sage ich: Hinweg mit den Masken! — Entferne rasch die Wachshülle, welche den Anblick deines reizenden Antlitzes entzieht. — Du siehst, daß ich Dir mit gutem Beispiel vorangehe.«

Und die That auf das Wort folgen lassend, löste der Baron die seidenen Schnüre und nahm den sammetenen »Wolf« ab, der sein Gesicht verbarg.

Durch diese Bewegung wurden regelmäßige, stark markirte Züge sichtbar, deren Linien jenes aristokratische Gepräge trugen, welches niemals zu verkennen ist und welches gleich auf den ersten Anblick den Mann von reiner Abstammung, von blauem Blut, wie die Engländer sagen, mit einem Worte den echten Edelmann kennzeichnet.

Der Mann, mit welchem wir es hier zu thun haben, war augenscheinlich noch jung, denn er hatte kaum erst sein achtunddreißigstes Lebensjahr erreicht. Dennoch begann sein seidenweiches, feines Haar von rothgelber, fast brennender Farbe und welches er ohne Puder trug, auf der Höhe der Stirn schon etwas dünn zu werden und mischte sich an den Schläfen mit einigen Silberfäden. Die dünne, ein wenig lange, schöngeformte Nase erinnerte an den gekrümmten Schnabel der Raubvögel. Die Augen waren sehr groß, sehr ausdrucksvoll und hellblau, beinahe grau.

Ein dunkler Ring, der mit Kohle gezeichnet zu sein schien, war unterhalb der unteren Augenlider sichtbar und ließ die gallsüchtige Blässe des Gesichts lebhaft hervortreten Der Mund mit fast farblosen Lippen hatte einen stolzen und spöttischen Ausdruck.

Die Gestalt dieses Cavaliers war lang, wie wir schon gesagt haben. Seine Haltung stand in vollkommener Uebereinstimmung mit dem aristokratischen Blick seines Gesichts.

Ein kurzer Rock von schwarzem Sammet und Beinkleider von Hirschleder, an welche sich die bis über das Knie heraufreichenden Stiefel dicht anschlossen, ließen seine breiten Schultern und die Zierlichkeit seiner Formen hervortreten.

Die Herrin des Rothen Hauses hatte sich mit ihrem Besucher gleichzeitig demaskirt.

»So lasse ich mir's gefallen!« rief der Baron, indem er Perinens Hand ergriff und mit vornehmer Galanterie küßte. »So finde ich Dich wieder! Dieses abscheuliche Altweibergesicht, dessen Nützlichkeit in gewissen Fällen ich übrigens durchaus nicht bestreiten will, verursacht mir allemal einen gewissen Schrecken.«

»Wie! So furchtsam bist Du, mein lieber Luc!« rief Perine mit spöttischem Lächeln.

»Mein Gott, ja. — Was willst Du? Dieses Gefühl ist einmal stärker als ich. Das Alter und die Häßlichkeit schrecken mich. Die Ausführung dieses Wachskopfes ist so vollkommen, so wunderbar, daß ich, wenn ich ihn ansehe, mich allemal dem Gesicht einer hundertjährigen Greisin gegenüber zu befinden glaube. Und dennoch, auf Edel-

mannswort, die Venus selbst, die Göttin der Liebe und Königin von Paphos, war weniger schön und weniger vollkommen als der blendende Schmetterling, der sich auf so abschreckende Weise verpuppt.«

Der Cavalier ergriff zum zweiten Male Perinens Hand und führte sie an seine Lippen, dann hob er wieder an:

»Weißt Du wohl, meine schöne Freundin, daß ich anfange, die Meinung des alten Sprichwortes zu theilen: Vox populi, vox Dei — mit anderen Worten: Die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes?«

»Und was sagt denn das Volk?«

»Es sagt, Du seiest eine kleine Hexe und eine große Zauberin.«

»Und Du glaubst, es habe Recht?«

»Ja wohl glaube ich es.«

»Und was gibt Dir Grund zu dieser so gewagten Meinung?«

»Der Grund ist ein wunderbares Geheimniß, welches seit langer Zeit verloren gegangen, von Dir aber sicherlich wieder aufgefunden worden ist.«

»Welches Geheimniß meinst Du?«

»Das Geheimniß des Quells der ewigen Jugend. Ganz gewiß badest Du Dich jeden Morgen in seinen magischen Wellen, da ich Dich jeden Abend jünger und schöner wiederfinde als den Tag vorher.«

Perinens Lippen verzogen sich zu einem ironischen Lächeln.

»Baron Luc von Kerjean,« sagte sie, »Du suchst mir zu schmeicheln, folglich brauchst Du mich.«

»Ja, ich brauche Dich wirklich,« entgegnete der Cavalier, dessen Titel und Namen wir nun kennen; »dennoch aber protestire ich gegen den Vorwurf der Schmeichelei, denn das, was ich Dir soeben sagte, ist die buchstäblichste Wahrheit.«

»Kurz und gut, was willst Du von mir?«

»Dies, meine schöne Freundin, läßt sich nicht in vier Worten auseinandersetzen. Kannst Du mir eine Stunde widmen?«

»Ich kann Dir so viel Zeit widmen, als Du wünschest — ich erwarte Niemanden und es ist überdies sehr wahrscheinlich, daß heute, am Fastnachtsdinstage, zu einer schon so weit vorgerückten Stunde des Abends Niemand an meine Thür pochen wird.«

»In diesem Falle wollen wir ausführlich mit einander plaudern und ich erbitte mir deine ganze Aufmerksamkeit.«

»Handelt es sich um ernste Dinge?«

»Es handelt sich um Dinge, deren Wichtigkeit und Bedeutung durch nichts auf der Welt aufgewogen werden kann.«

»Für Dich, meinst Du?«

»Für uns beide.«

»Sprich — ich höre Dich.«

Perine hatte sich in die Arme des großen Lehnsessels, den wir kennen, zurücksinken lassen und ihr Ellbogen stützte sich nachlässig auf die rothe Decke des viereckigen Tisches.

Luc von Kerjean hatte ihr gegenüber auf dem Stuhl von Eichenholz Platz genommen.

»Ich höre,« sagte Perine nochmals.

»Meine schöne Freundin,« hob der Baron an, »vor allen Dingen muß ich Dir sagen, daß ich des Lebens, welches ich führe, ganz entsetzlich überdrüssig bin, und wenn ich es für immer so fortführen müßte, so stieße ich mir lieber den Degen in die Brust, oder jagte mir eine Kugel durch den Kopf.«

»Na!« unterbrach ihn die Herrin des Rothen Hauses, die Achseln zuckend, »was sollen diese nichtssagenden Redensarten?«

»Du glaubst mir also wohl nicht?«

»Allerdings glaube ich Dir nicht. Man spricht wohl davon, sich das Leben zu nehmen, in dem Augenblick aber, wo es zur Sache kommen soll, zögert man und bebt zurück.«

»Du weißt aber doch, daß ich Muth besitze. — Dies habe ich mehr als zwanzigmal bewiesen.«

»Ohne Zweifel. O ich weiß, daß Du muthig bist wie ein Löwe. Dem Tod bei einem Zweikampfe die Spitze bieten, ist aber etwas sehr Einfaches und verlangt blos einen sehr gewöhnlichen Muth. Ich frage Dich: Wo wäre der Edelmann, der sich nicht mit Vergnügen schlüge? — Sich aber durch eigene Hand in's Nichts zu stürzen, dazu gehört eine ganz andere Seelenstärke und ich kann mir nicht denken, daß Du dieselbe besitzest.«

»Auf mein Wort als Edelmann, ich würde thun, was ich soeben sagte —«

»Gut, gut — ich will es glauben, da Dir so viel daran zu liegen scheint. Erkläre mir aber, weshalb Du das Leben so widerwärtig findest?«

»Wie? Du fragst noch?«

»Da ich es nicht weiß, so mußt Du mir es wohl sagen.«

»Erstens, befinde ich mich nicht Dir gegenüber in einem Zustand vollkommener Abhängigkeit? -- Hast Du nicht das Recht und die Macht, an jedem beliebigen Tage, wo es Dir einfällt, mich, den Baron von Kerjean, mich, einen Edelmann, mich, einen vornehmen Herrn, auf die Galeeren zu schicken?«

»Wo Du schon seit langer Zeit eine sehr traurige Rolle spielen würdest, mein lieber Luc, wenn ich Dir nicht vor zehn Jahren zu Hilfe gekommen wäre.«

»Das ist wahr, Du hast mich gerettet, aber Du kannst mich auch in's Verderben stürzen.«

»Habe ich Dir denn jemals gedroht, meine Macht zu mißbrauchen?«

»Nein, aber die furchtbare Waffe ruht in deinen Händen.«

»Hast Du kein Vertrauen mehr zu mir? Habe ich Dir nicht unzählige Beweise von meiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit gegeben?«

»Dies gebe ich zu und bin dafür dankbar, wie es meine Pflicht ist. Hat aber Seine Majestät Franz der Erste, der sich auf die Sache verstand, nicht jene beiden Verse geschrieben, deren furchtbare Richtigkeit mich erschreckt:

Veränderliche Frauen,
Ein Narr nur kann Euch trauen!?«

»Nun, Du weißt ja, unter welcher Bedingung ich Dir die Waffe zurückgeben will, von welcher Du so sehr, obschon mit Unrecht, fürchtest, verwundet zu werden.«

»Du willst sie mir gegen eine baare Summe von hunderttausend Livres zurückgeben.«

»Wie mir scheint, ist dieser Preis ein mäßiger. So

viel sind die Ehre und die Freiheit eines Kerjean wenigstens werth.«

»Ha, wenn ich diese hunderttausend Livres hätte!«

»Dann würdest Du mir sie sehr schnell geben — davon bin ich vollkommen überzeugt. Du hast sie aber nicht. Sprechen wir daher nicht davon, sondern erkläre mir die anderweiten Beweggründe des gewaltigen Lebensüberdrusses, welcher sich so plötzlich Deiner bemächtigt hat.«

»Meine Armuth —«

»Die aber doch, wie mir scheint, ein wenig vergoldet ist. Deine Eleganz ist die eines Edelmanns aus gutem Hause — Du hast eine sehr bequeme Wohnung — Du besitzest zwei Pferde, einen Kammerdiener, einen kleinen Lakei — mit einem Wort, Du machst in der Welt eine ganz leidliche Figur. Hast Du übrigens nicht drei Sehnen an deinem Bogen? Erstens dein Glück im Spiel, ein Glück, welches Du, Dank der geschickten Art und Weise, auf welche Du den Zufall zwingst, sich zu deinem Verbündeten zu machen, auf bewunderungswürdige Weise aufrecht erhältst — hast Du nicht zweitens deine sehr gelungenen kleinen Nachahmungen der von unserem vortrefflichen Monarchen Ludwig dem Fünfzehnten, dem Vielgeliebten, geschlagenen Goldmünzen? Erhältst Du endlich drittens nicht von mir sehr freigebige Belohnungen, wenn ich Dich beauftrage, Erkundigungen einzuziehen oder Prophezeiungen zu verwirklichen? — Alles dies muß zusammengenommen, nach meiner Ansicht, ein sehr reichliches Einkommen ausmachen, mit welchem viele rechtschaffene Leute sehr zufrieden sein würden.«

»Aber alles dies ist immer noch Armuth und Elend!«

rief Kerjean. »Ja, Armuth und Elend und ich will Reichthum — ich will Vermögen.«

»In diesem Falle hättest Du das deinige nicht in wenigen Monaten vergeuden sollen.«

»Ha! Ich bin ja niemals reich gewesen.«

»Barmherziger Himmel, was sagst Du da und wem sagst Du es?« entgegnete Perine. »Ohne Zweifel vergaßest Du, daß dein braver, rechtschaffener Vater Dir bei seinem Tode sein schönes bretonisches Schloß mit den dazugehörigen vortrefflichen Ländereien hinterließ, welche im Durchschnitt jährlich dreißigtausend Livres einbringen. Ich weiß das besser als irgend Jemand.«

Kerjean machte eine verächtliche Geberde.

»Wie!« rief er, »was ist das weiter? Dreißigtausend Livres — das ist immer noch Armuth — weniger als nichts.«

»Weniger als nichts! Dreißigtausend Livres Einkünfte!« wiederholte Perine ganz erstaunt. »Aber, mein lieber Luc, was träumst Du Dir denn?«

»Ein unermeßliches Vermögen, einen grenzenlosen Reichthum, wie es mein Ehrgeiz und das Ziel aller meiner Wünsche ist. — Ich verlange einen riesigen Reichthum, ich verlange Ströme, ich verlange Meere von Gold. — Du fragst mich, was ich träume — ich will es Dir sagen. Ich träume einen feenhaften orientalischen Luxus — den Rausch einer babylonischen Prachtentfaltung — ich träume Millionen, welche jeden Tag, jede Stunde durch meine Hände glitten, um als Regen, als Wasserfall auf das geblendete, bezauberte Paris herabzustürzen! Ich träume

Freuden, Feste und königliche Verschwendung. Mit einem Wort: ich will König sein!«

Während Luc so sprach, strahlten seine Züge von Begeisterung, seine Augen funkelten und eine glühende Röthe trat an die Stelle der Blässe seiner Wangen.

Die Herrin des Rothen Hauses hörte und sah ihn an mit immer höher steigendem Erstaunen.

»Der Unglückliche verliert den Verstand,« murmelte sie in so leisem Tone, daß Herr von Kerjean ihre Worte nicht hören konnte.

Dennoch errieth er ihren geheimen Gedanken und schüttelte lächelnd den Kopf.

Viertes Capital.

Die Wünsche des Barons.

»Nein, meine liebe Perine,« sagte der Baron nach Verlauf von einigen Secunden und indem er immer noch lächelte, »nein, ich verliere nicht den Verstand. Ich weiß, was ich sage — ich weiß, was ich will, und Du wirst sogleich selbst zugeben, daß ich völlig bei Sinnen bin und daß die Verwirklichung meiner glänzenden Träume möglich und leicht ist, wenn Du mir dabei zu Hilfe kommst.«

»Wie!« rief die Herrin des Rothen Hauses, »Du sprichst in allem Ernste davon, König werden zu wollen?«

»Ja wohl spreche ich in allem Ernste davon.«

»Dann bist Du also ein Verschwörer, Du gehst also mit dem Gedanken um, Ludwig den Fünfzehnten vom

Throne zu stürzen und seine Stelle einzunehmen, und Du sagst, Du seiest nicht von Sinnen?«

»Ich bin durchaus kein Verschwörer und kein Edelmann hegt eine unbedingtere Anhänglichkeit als ich an den Souverain, welcher in Versailles regiert.«

»Nun, dann gib mir die Auflösung des Räthsels, welches sich in deinen Worten birgt.«

»Perine,« sagte Herr von Kerjean mit einem gewissen Grade von Feierlichkeit, »der Geist der Herrschsucht lebt in mir. Ich habe riesige Plane entworfen, deren Erfolg gesichert ist. Ich bin für die absolute Macht geboren. Ich werde die große Stadt regieren, welche die Königin der Welt ist. Ich werde Paris regieren, nicht jenes alltägliche Paris, welches von der Sonne beschienen wird, sondern das nächtliche, seltsame, geheimnißvolle Paris. Ich bin weder der Nebenbuhler noch der Feind des allerchristlichsten Königs — mein Diadem wird, wenn es auch ohne Lilien ist, doch deswegen nicht weniger allmächtig sein. Ludwig dem Fünfzehnten gehöre das Königthum des Tages — mir das Königthum der Nacht.«

»Ich höre Dich und glaube zu träumen.«

»Du bist noch nicht an der Grenze deines Erstaunens angelangt, meine schöne Freundin, aber Du wirst endlich noch klar sehen in diesem Dunkel, welches Dir so tief zu sein scheint. Ich fahre fort. Du weißt aus welchem Hause ich stamme —«

»Aus einem der ältesten und edelsten der Bretagne — dies weiß die ganze Welt eben so wie ich.«

»Wohlan, das alte Blut meiner Ahnen empört sich und kocht in meinen Adern — seltsame Stimmen, die nur

zu mir allein sprechen, machen mir jeden Augenblick Vorwürfe über meine tiefe Entwürdigung.«

»Solltest Du zufällig ein Gewissen haben, Kerjean?« frug Perine mit neuer Ironie.

»Früher hatte ich vielleicht eines, aber es muß schon lange todt sein, denn es ist schon lange stumm.«

»Was aber sind dies dann für seltsame Stimmen?«

»Ohne Zweifel die meines gedemüthigten Stolzes. Ich habe versprochen ihm zu gehorchen — ich habe mir geschworen, mich wieder emporzuarbeiten.«

»Dich wieder emporzuarbeiten? — Aber auf welche Weise? — Wenn es durch die Tugend geschehen soll, so glaube ich, daß es damit nun zu spät ist.«

»Nicht durch die Tugend, Perine, sondern durch die Kühnheit, durch das Genie, durch den Erfolg! Steige herab auf den Boden meines Gedankens, den ein Beispiel Dir klarer machen wird. — Ein Mensch, welcher einem andern zwei Louis'dor aus der Tasche stiehlt, ist ein Beutelschneider und man hängt ihn. Der dagegen, welcher einem König, seinem Nachbar, eine Provinz raubt, ist ein Eroberer und man krönt ihn mit Lorbeern.«

»Und Du willst erobern?«

»Ja, ich will es.«

»Aber was denn?«

»Reichthum und Macht.«

»Durch welche Mittel?«

»Weißt Du, was ich seit schon beinahe zwei Jahren mache?«

»Nun, wenn ich dem, was Du mir selbst hundertmal erzählt hast, glauben darf, so läufst Du Tag und Nacht in

verdächtige Kneipen und Häusern herum, um Dümmlinge zu suchen, die Du betrügen kannst. Uebrigens studirst Du in deinen Mußestunden hinter verschlossenen Thüren und nicht ohne Erfolg die große Kunst der Falschmünzerei. Ist das wahr, ist das richtig?«

»Das ist wahr, das ist richtig. Du kennst aber nur eine Seite meines Lebens — die, welche ich Dir sehen lasse.«

»Es gibt also noch eine andere?«

»Ja wohl und zwar folgende. Seit zwei Jahren organisire ich in jenen verdächtigen Kneipen und Häusern, in welchen ich mich in der That Tag und Nacht herumtreibe, langsam, still, aber mit Nachdruck im Dunklen eine geheimnißvolle Verbindung, deren Fäden ich allein in den Händen halte und welche bald in meiner mächtigen Hand die zahlreiche Bevölkerung der Banditen vereinigen wird, welche in dem Hintergrund des unbekannten Paris hin und herschleichen.«

»Was willst Du mit diesen Banditen machen?«

»Ich will eine furchtbare, unsichtbare, unüberwindliche Armee aus ihnen machen.«

»Gegen wen?«

»Gegen die ganze Gesellschaft.«

»Mit einem Wort, Du beabsichtigst das Räuber- und Banditenwesen zu monopolisiren und in deinen Sold zu nehmen.«

»Meine liebe Perine,« rief der Baron hocherfreut, »Du erräthst meine Gedanken auf wunderbare Weise und findest sofort das geeignete Wort. Ja, wie Du so richtig sagst, ich nehme mehrere tausend Schurken in meinen Sold,

ich gebe ihnen eine Organisation, Anführer, deren Oberhaupt ich bleibe, und ich verhundertfache ihre Kräfte, indem ich dieselben vereinige. Denke an die Fabel von Lafontaine. Dies ist aber noch nicht Alles.«

»Was gibt es denn noch?«

»Die Falschmünzerei.«

»Ganz recht — eine der drei Sehnen deines Bogens. In der That, ich dachte nicht mehr daran.«

»Glaubst Du, meine Schöne, daß ich, um mit deinen eigenen Worten zu sprechen, mich in meinen Mußestunden mit allerhand trockenen Arbeiten und widerwärtigen Experimenten in Bezug auf Metallmischungen, Schmelztiegel und Stempel beschäftige, um zu dem elenden Resultate zu gelangen, einige mehr oder weniger gut nachgeahmte Goldstücke mit großer Mühe in Umlauf zu bringen? — Das wäre noch besser! Wenn Du das glaubst, so kennst Du mich schlecht und beurtheilst mich sehr falsch. Ich habe gesucht — ich habe gefunden. Ich besitze gegenwärtig — allerdings nicht den Stein der Weisen — aber etwas, was beinahe eben so viel werth ist, nämlich das Geheimniß, dem werthlosen Metall, dem Blei, dem Zinn genau das Ansehen, das Gewicht und den Klang des Goldes zu geben. Auch ich will Geld in großem Maßstabe schlagen. Ich will Werkstätten haben, die umfangreicher sind als die der Arbeiter des Königs. Ich will jeden Tag fünfhunderttausend Louisd'or in unerschöpflichen Tonnen aufhäufen und endlich meinen Traum verwirklichen, indem ich die Fluten eines Goldoceans auf Paris herabrauschen lasse.«

Kerjean schwieg. Nach einem Augenblick des Schwei-

gens und als er sah, daß die Herrin des Rothen Hauses stumm blieb und die Augen niederschlug, fragte er:

»Was sagst Du zu diesem Plan, Perine?«

»Ich sage, er ist großartig und verführerisch und ganz gewiß nicht der Ausfluß einer gewöhnlichen Intelligenz.«

»Mit einem Worte, Du billigst ihn also.«

»Ich würde ihn vollkommen billigen, wenn er ausführbar wäre.«

»Glaubst Du denn, er sei es nicht?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Warum?«

»Aus mehreren Gründen.«

»Aus welchen?«

»Erstens erfordert ein solches Unternehmen, wie Du zugeben wirst, durchaus ein bedeutendes Anlagecapital.«

»Das versteht sich allerdings, aber ich habe genaue Berechnungen angestellt — ich habe ermittelt, wie groß dieses Anlagecapital sein müßte.«

»Und wie groß denn?«

»O, eine Kleinigkeit. Höchstens achthunderttausend Livres.«

Perine richtete sich schnell empor.

»Zum Henker!« rief sie dann lachend. »Das nennst Du eine Kleinigkeit!«

»Wenn es sich um Millionen handelt, sind achthunderttausend Livres sicherlich nicht viel.«

»Zugegeben, aber deswegen muß man immer wissen, wo man sie hernehmen will und ich glaube — unter uns gesagt — daß Du dies nicht weißt.«

»Wir werden sogleich wieder davon sprechen. Für jetzt fahre mit deinen Einwendungen weiter fort.«

»Die zweite ist folgende: Falschmünzerwerkstätten von der Art, wie Du sie Dir träumst, können nicht innerhalb der Kreise der Civilisation existiren. Dazu gehörten unauffindbare Verstecke, umfangreiche unterirdische Räume, wie man deren, der Sage nach, in gewissen alten verlassenen Schlössern der Pyrenäen und Apeuinen findet. Leider aber trennen Dich Hunderte von Meilen von diesen unzugänglichen Bergen und alterthümlichen Schlössern.«

»Darüber mache Dir weiter keine Unruhe. Die unterirdischen Räume sind gefunden.«

»Weit von Paris?«

»Nein, in Paris selbst.«

»Das ist unmöglich.«

»Unmöglich oder nicht — es ist so. Willst Du, daß ich es Dir beweise?«

»Ich zweifle, daß Du das im Stande bist.«

»Du besitzest schon drei Viertheile meines Geheimnisses, Perine, und ich zögere daher nicht, es Dir ganz anheimzugeben. Am Ende der Rue d'Enfer, nicht weit vom Palast Medicis, steht ein schon seit vielen Jahren unbewohntes Hotel, an welches sich eine grauenhafte blutige Sage knüpft, die ich Dir in diesem Augenblicke ersparen will und in deren Folge es in dem Stadttheile des Luxembourg den Zunamen des Teufelshotels erhalten hat. Dieses unheimliche Haus gilt für den Sammelplatz böser Geister. Natürlich steht es zu verkaufen und findet keinen Käufer. Selbst für vieles Gold ist man nicht im Stande gewesen, arme Leute, die fast verhungerten, zu bewegen,

die Obhut des Hauses zu übernehmen. Die gegenwärtigen Besitzer würden es mit Vergnügen für irgend eine Summe, die man ihnen dafür böte, hingeben. Dieses Hotel habe ich nun untersucht und die Geheimnisse desselben erforscht. Mittelst unbekannter Gänge steht es mit einem Theil der Katakomben in Verbindung, der durch schon alte Einstürze von den anderen unter der großen Stadt gegrabenen Beingewölben getrennt ist. Außer dem Ausgange, von welchem ich so eben gesprochen und der unmittelbar in die Keller des Teufelshotels führt, haben die unterirdischen Räume auch noch zwei andere. Der eine führt in eine Cisterne der Rue Tombe-Issoire — eine Cisterne, die sich an einem unangebauten und werthlosen Platz befindet, dessen Erwerbung keine Schwierigkeiten machen würde. Der andere führt in einen jetzt verlassenen Steinbruch der Ebene von Mont-Rouge. Du siehst, meine schöne Freundin, daß es weniger unmöglich ist, als Du glaubtest, mitten in Paris ein Ersatzmittel für die alten Schlösser der Pyrenäen und Apenninen zu finden. Was sagst Du dazu?«

»Ich sage, daß Du auf Alles eine Antwort hast.«

»Hast Du mir noch anderweitige Einwendungen entgegenzustellen?«

»Nur noch zwei.«

»Laß hören.«

»Erstens die Polizei, welche mir sehr zu fürchten zu sein scheint. Herr von Sartine, der Polizeilieutenant, hat wachsame Diener und Spione ersten Ranges unter seinen Befehlen. Uebrigens würde es unter einer Armee wie die deinige Verräther geben — man würde Dich denunciren.«

»Was käme darauf an? Wäre ich nicht tausendmal

reicher, als man zu sein braucht, um die Denunciationen zu ersticken und der Angeber zu spotten?«

»Der Polizeilieutenant ist ein ehrlicher Mann — man kann ihn nicht bestechen.«

»Zugegeben; aber Du weißt eben so gut als ich, daß er von untergeordneten Beamten umgeben ist, welche Schurken sind, und daß es im Interesse dieser Schurken liegt, daß Herr von Sartine nicht Alles erfahre, was vorgeht. Sei überzeugt, daß sie die Denunciationen nicht bis zu ihm gelangen lassen werden. Die Häscher werden sehr schnell blind, wenn man ihnen zur rechten Zeit eine mit Gold gefüllte Binde um die Augen legt. Das ist ein alter Erfahrungssatz.«

»Es bleibt dann noch eine letzte Schwierigkeit, welche Du, wie ich fürchte, nicht ohne Mühe beseitigen wirst. Wie willst Du der Welt, die Alles wissen will und über Alles Rechenschaft verlangt, deinen ungeheuren und plötzlichen Reichthum erklären? Wie willst Du endlich die Ausgabe des falschen Geldes in kolossalem Maßstabe bewirken, ohne Dich zu compromittiren und ohne Dich ins Verderben zu stürzen?«

»Diese Frage will ich beantworten und damit gleichzeitig eine andere noch nicht erledigte.«

»Was wäre dies für eine?«

»Erinnerst Du Dich nicht mehr, daß Du mich fragtest, wo ich die achthunderttausend Livres hernehmen wollte, die mir zum Beginn meiner Operationen unbedingt nothwendig sind.«

»Ich weiß allerdings recht wohl, daß ich Dir diese

Frage vorlegte, aber Du antwortetest: Wir werden später wieder davon sprechen.«

»Nun gut, sprechen wir denn jetzt wieder davon. Damit die Verwirklichung meiner schönen Pläne möglich werde, bedarf ich nicht blos der fraglichen achthunderttausend Livres, sondern auch noch einer andern Sache, die schwieriger zu erobern ist als das Geld selbst. Ich brauche ein Mittel, um meine Vergangenheit zu rehabilitiren — ein Mittel, um meinen Ruf vergessen zu machen, der, wenn auch nicht ganz schlecht, doch wenigstens durch eine gewagte Existenz compromittirt ist — ein Mittel, um mit stolz emporgerichtetem Haupte in die Gesellschaft zurückzukehren, in welche meine Geburt mich versetzt und aus welcher ich mich und meinen Ruin freiwillig verbannt, um den Leuten meines Standes nicht den traurigen Anblick der Armuth und Schmach eines Edelmannes zu geben — kurz, ein Mittel, um mich so hoch zu stellen, daß kein Argwohn mich erreichen, keine Anklage bis zu mir hinaufsteigen kann.«

»Und dieses Mittel?«

»Erräthst Du es nicht?«

»Nein, ich gestehe es.«

»Dennoch ist es überaus einfach. Es handelt sich blos um eine Vermälung mit der Tochter eines großen Hauses, welche mir eine Million sofort und weitere zwei Millionen später zubringt.«

Perine brach in ein herzliches Gelächter aus.

»Weiter verlangst Du nichts?« rief sie. »Du bist durchaus nicht ehrgeizig, mein lieber Baron — ganz gewiß nicht. Nun, diese Tochter aus einem großen Hause,

diese kleine Million Aussteuer und die beiden Millionen in spe, hast Du sie gefunden?«

»Ich glaube, ja,« antwortete Kerjean mit der natürlichsten Miene von der Welt.

Fünftes Capitel.

Ein Abenteuer im Tuileriengarten.

Die Herrin des Rothen Hauses fuhr fort mit vollkommen spöttischer Miene zu lachen. »Meine schöne Freundin,« sagte der Baron, »ich glaube zu bemerken, daß Du dem, was ich die Ehre habe, Dir zu sagen, nur einen sehr mittelmäßigen Glauben beimissest.«

»Mein lieber Luc,« antwortete Perine, »Du hattest sehr Recht, als Du mir vorhin sagtest, daß Du mir eine neue Seite deines Lebens, eine mir noch gänzlich unbekannte Eigenschaft des Charakters enthüllen würdest. Ich entdecke in Dir heute Abend wirklich einen Menschen, der mir noch unbekannt war. Dieser Mensch scheint mir — ich muß es gestehen — nicht mehr ganz im Besitze seines gesunden Verstandes zu sein, weil er Vergnügen an der tollsten Chimäre findet, und seine glänzenden Hoffnungen haben meiner Ansicht nach große Aehnlichkeit mit naiven Illusionen. Ich hoffe, daß meine Offenheit Dich nicht beleidigen wird.«

»Mich beleidigen!« entgegnete Herr von Kerjean, »das wäre noch besser! Du und ich, meine schöne Perine, und jeder, der mit auf unserer Seite steht, wir alle gehorchen einem gemeinsamen Gesetz. Auf deine spöttische Ungläubig-

keit mußte ich mich gefaßt machen und war auch in der That darauf gefaßt, denn es wäre das erste Mal, daß ein Mann von Genie nicht anfangs auf Widerspruch gestoßen wäre. Alles dies hindert jedoch nicht, daß meine angeblichen Illusionen nicht schöne und gute Wirklichkeiten seien. Die Heirat, nach der ich trachte, weil sie die erste Sprosse der Leiter meines hohen Geschickes sein soll, ist möglich, vollkommen möglich und ich glaube im Stande zu sein, es Dir zu beweisen.«

»Nun, so beweise mir's.«

»Gestern begegnete mir ein Abenteuer —«

»Ein galantes Abenteuer?«

»Nein, aber ein Abenteuer, bei welchem ich wenigstens die Rolle eines Galanthomme gespielt habe.«

»War eine Dame mit dabei im Spiele?«

»Es waren sogar deren zwei mit im Spiele.«

»Erzähle — ich bin ganz Ohr.«

»Der gestrige Tag war, wie Du weißt, ein sehr schöner — trocken und kalt mit schönem Sonnenschein — kurz, ein echtes Wetter, wie man es zum Spazierengehen liebt. Gegen zwei Uhr Nachmittags begab ich mich in den Tuileriengarten, wo eine mehr zahlreiche als gewählte Menschenmenge sich in allen Gängen umhertrieb. Ich hatte ein Stelldichein in Renard's Gasthause, welches, wie Du weißt, an der schönsten Stelle des Gartens steht.«

»Ein Stelldichein mit einer Geliebten?«

»Nein, mit drei Spielern — Edelleuten aus der Provinz, die wegen einer famosen Partie Pharao, die ich am Abend vorher gewonnen, Revanche von mir verlangten.«

»Dann gab es also drei Tauben auf einmal zu rupfen,« murmelte Perine.

Ohne weiter auf diese halbe Unterbrechung zu achten, hob der Baron von Kerjean wieder an:

»Ich war nur noch fünfundzwanzig bis dreißig Schritt von dem Gasthause entfernt, als ich zwei Damen auf mich zukommen sah —«

»Wahrscheinlich die Heldinnen deiner Erzählung.«

»Ganz recht. Die eine war alt, mit der abschreckenden Physiognomie jener bärtigen Duennas, welchen man in den spanischen Romanen auf jeder Seite begegnet. Die andere war ein junges Mädchen.«

»Hübsch?«

»Laß deiner Phantasie freien Spielraum, denke Dir die ausgesuchteste und vollständigste Schönheit und Du wirst immer noch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben. Denke Dir die vergoldete Blässe eines Creolengesichtes, große blendende Augen, den Fuß einer Nymphe, den Wuchs einer Fee — denke Dir —«

»Ach, lieber Baron, welche Begeisterung!« rief Perine. »Du geräthst ja förmlich in Feuer und Flammen!«

»Du bist doch nicht eifersüchtig?« fragte Kerjean.

Statt zu antworten zuckte die Herrin des Rothen Hauses die Achseln.

»Sehr schön,« fuhr der Baron fort, »aber warum unterbrichst Du mich dann? Ich erzähle weiter: Diese junge Dame hatte, abgesehen von ihrer Schönheit, etwas Vornehmes und Adeliges, worin man sich unmöglich irren konnte.«

»Aber dennoch,« unterbrach Perine ihn abermals, »zwei Frauen, welche allein im Tuileriengarten sich unter der bunten Menge herumbewegen, können nach meiner Ansicht nur Abenteurerinnen sein, welche Glück zu machen suchen.«

»Du hast mir nicht Zeit gelassen, hinzuzusetzen, daß hinter ihnen sich drei Lakeien von der arrogantesten Miene und auf allen Nähten ihrer Livrée mit Goldtressen besetzt — echte Lakeien eines vornehmen Hauses — spreizten. In dem Augenblick, wo die Duenna und die junge Dame an mir vorübergehen wollten, kam ein halbes Dutzend Offiziere von der Schweizergarde rasch und lärmend aus Renard's Gasthause. Diese Herren hatten dem Bacchus ein wenig mehr geopfert, als sich gebührte, wenigstens konnte man dies aus der Unordnung ihrer Uniformen und ihrem schwankenden Gange schließen. Einer von ihnen bemerkte die reizende junge Dame, welche ihren Schritt beschleunigte, um die Begegnung mit dem trunkenen Trupp zu vermeiden. Er lief auf sie zu und wollte sie ohne weitere Umstände in seine Arme fassen und küssen. Auf das Geschrei der jungen Dame zogen die drei Lakeien den Degen und stürzten sich auf den Angreifer. Die fünf anderen Offiziere eilten ihrem Cameraden zu Hilfe. Die Menge zerstreute sich bei dem Anblick der blanken Klingen mit unglaublicher Schnelligkeit nach allen Richtungen. Es dauerte nicht lange, so sah ich mich vollkommen allein, nur wenige Schritte von dem Handgemenge entfernt. Binnen weniger als einer Minute wurden die Lakeien zurückgeworfen, gemißhandelt und mit Füßen getreten. Die Sieger, deren Rausch durch diesen leichten Triumph vervierfacht

ward, machten schon Miene, die junge Dame trotz ihrer kläglichen Bitten und trotz des verzweifelten Geschrei's der Duenna in Renard's Gasthaus hineinzuschleppen. Nun mischte ich mich ein, zog den Degen und sagte zu den Offizieren mit vollkommener Ruhe: »Wenn ich mich nicht irre — und ich glaube nicht, daß ich mich irre — so gehören Sie zur Zahl derer, welche nur Frauen und Lakeien gegenüber Muth besitzen. Sind Sie nicht auch dieser Meinung?« Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so fielen sie alle sechs über mich her.«

»Sechs Degen gegen einen!« murmelte Perine. »Weißt Du, mein lieber Luc, daß die Situation ein wenig gefährlich war?«

»Ich glaubte das einen Augenblick lang selbst,« entgegnete der Baron, »und als ich mich in einen Ring von Stahl eingeschlossen sah, gestand ich mir, daß ich mich thörichterweise in ein häßliches Abenteuer gestürzt. Zum Glück und ohne Zweifel in Folge des genossenen schweren Getränks hatten meine Gegner weder eine feste Faust, noch einen sicheren Blick. Kurz, mein guter Stern kam mir zu Hilfe. Einen der Offiziere stach ich sofort nieder, zwei andere verwundete ich schwer, den vierten entwaffnete ich, indem ich ihm den Degen zerschlug. Was die zwei letzten betraf, so ergriffen sie, entmuthigt durch diese Wendung, die das Gefecht nahm und ohne Zweifel beseelt von dem Wunsche, das Prädicat Feiglinge, welches ich ihnen an den Hals warf, auch wirklich zu verdienen, das Hasenpanier, ließen ihre verwundeten Cameraden auf dem Platze liegen und verschwanden in aller Eile unter den Bäumen in einer Seitenallee.«

»Bewundernswürdig!« rief die Herrin des Rothen Hauses mit halb aufrichtiger, halb spöttischer Begeisterung; »das ist ja ein wahrhaft epischer und ritterlicher Kampf. Es ist mir als hörte ich in diesem Augenblick die wunderbaren Heldenthaten des Ritters vom feurigen Schwerte erzählen, der die zwölf Riesen erlegt, welche die schöne Rosalinde mit dem goldenen Haar geraubt. Ich bin begierig auf die Fortsetzung.«

»Die Fortsetzung bietet nichts Unvorhergesehenes, wenigstens nichts, was Du nicht leicht errathen könntest, selbst wenn ich nichts weiter erzählte. Ich näherte mich der jungen Dame, indem ich zu ihr sagte: Sie haben nichts mehr zu fürchten, mein Fräulein, da aber Ihre Lakeien außer Stande sind, Sie zu begleiten, so erlauben Sie einem Edelmanne, der sich glücklich schätzt, Ihnen nützlich sein zu können, Ihnen seinen Arm zu bieten, um Sie bis an das Ziel Ihres Weges zu führen!«

»Und dieses Anerbieten ward angenommen?« unterbrach Perine.

»Natürlich. Die junge Dame stützte sich zitternd, erröthend und stumm vor Gemüthsbewegung auf meinen Arm, während die Duenna mich mit Betheuerungen einer übertriebenen Dankbarkeit überhäufte. Nach dem, was stattgefunden, konnte die schöne junge Dame nicht daran denken, ihren Spaziergang weiter fortzusetzen, und wir lenkten daher unsere Schritte nach der Richtung, in welcher das Hotel ihrer Familie lag. Ich ward dem Vater und der Mutter meiner Schützlingin vorgestellt, von ihnen mit dem Ausdruck einer Dankbarkeit, die ich mit Recht verdient, empfangen und auf die zuvorkommendste Weise ein-

geladen, ihr Haus in Zukunft als das meinige zu betrachten. Nun sind diese Leute von sehr hohem Range. Sie tragen einen der berühmtesten Namen des alten französischen Adels. Als ich sie verließ, verschaffte ich mir in gewandter Weise einige Auskunft über ihr Vermögen. Es beträgt drei Millionen, was eine ganz angenehme Zahl ist, und ihre einzige Tochter wird am Tage ihrer Vermälung eine Aussteuer von einer Million erhalten.«

»Also,« fragte die Herrin des Rothen Hauses, »diese einzige Tochter ist es, welche Du zur Frau zu nehmen gedenkst?«

»Sie ist es.«

»Und Du hältst diese Heirat für möglich?«

»Ja wohl. Ich trage auf alle Fälle einen berühmten Namen. Ich habe der Person, um deren Hand ich anhalten will, vielleicht das Leben, jedenfalls die Ehre gerettet und ich habe, wenn Du mir deinen Beistand leihest, die feste Ueberzeugung, daß man, wenn Du mir zu Hilfe kommst, mich nicht abweisen wird.«

Perine schüttelte mit zweifelhafter Miene mehrmals den Kopf.

»Ich soll Dir meinen Beistand leihen!« sagte sie dann: »aber wie denn?«

»Dadurch, daß Du mir tausend Louisd'or leihest.«

»Barmherzigkeit!« — Tausend Louisd'or!«

»Die Summe an und für sich will wenig sagen.«

»Du bist von Sinnen, mein lieber Baron. — Und was willst Du mit diesem Gelde machen?«

»Man weiß im Allgemeinen nichts von meinem vollständigen Ruin und viele Leute ahnen nicht die gewagten

Auskunftsmittel, durch deren Anwendung es mir gelingt, meine Armuth zu übergolden, wie Du zu Anfang unserer Unterredung sagtest. Deine tausend Louisd'or würden mir dazu dienen, meinen Namen in würdiger Weise aufrecht zu erhalten und einige Wochen zu leben, wie ein Mann von meinem Range leben muß. — Uebrigens verlange ich diesen Dienst durchaus nicht umsonst. Gib mir einige Hände voll Gold und noch am Tage meiner Vermälung gebe ich Dir außer den hunderttausend Livres, welche meine Freiheit zurückerkaufen sollen, noch anderweite zweihunderttausend. Was meinst Du zu diesem Anerbieten?«

»Ich finde es sehr schön.«

»Dann gehst Du also darauf ein?« rief der Baron freudig.

»O nein,« antwortete Perine mit bedeutsamer Lebhaftigkeit; »ich werde mich wohl hüten!«

»Warum? warum?«

»Weil diese Vermälung nicht stattfinden kann, weil ein vornehmer Herr, der dreifacher Millionär ist, ganz gewiß nicht seine Tochter und sein Vermögen dem Baron von Kerjean an den Hals werfen wird, der ohne Zweifel ein ganz vortrefflicher Edelmann ist, aber in schlechtem Rufe steht und in Schulden steckt. Ich habe es Dir schon gesagt und ich sage es Dir nochmals, man muß den Verstand verloren haben, um an eine solche Verbindung zu denken.«

»Perine, theure Perine,« murmelte Herr von Kerjean mit flehender Beharrlichkeit, »ich beschwöre Dich, ich bitte Dich auf den Knien — bringe mich nicht zur Verzweiflung! Ich schwöre Dir, daß ich auf meinen Stern ver-

traue! Gib mir nur die Mittel, den Versuch zu machen. Wenn Du findest, daß tausend Louisd'or zu viel sind, so will ich mich mit fünfhundert begnügen. Also, Perine, gib mir fünfhundert —«

»Fünfhundert eben so wenig als tausend, mein armer Baron.«

»Bedenke doch, wenn es mir gelänge, so würden für diese erbärmliche Summe dreihunderttausend Livres in deinen Kasten fallen.«

»Ja, aber es wird Dir nicht gelingen.«

»Aber dennoch sollte ich meinen, es verlohne der Mühe, das Spiel zu versuchen.«

»Was kann es nützen, ein Spiel zu versuchen, welches von vornherein verloren ist?«

»Dann kann Dich also nichts bewegen? Du weigerst Dich?«

»Ich muß.«

»Dann laß mir wenigstens die Hoffnung, Dich zu rühren, Dich zu überzeugen.«

»Wenn Dir ein wenig Hoffnung genügt, so sollst Du sie haben. — Finde ein Mittel, mir zu beweisen, daß Du, ich will nicht sagen die Gewißheit, ja ich will nicht einmal sagen die Wahrscheinlichkeit, sondern nur, daß Du eine Möglichkeit des Gelingens hast, und ich werde thun, was Du von mir verlangst.«

»Wie soll ich dies aber beweisen?«

»Das ist deine Sache. Wenn man eifrig sucht, so findet man beinahe allemal. Suche, und Du wirst vielleicht finden. Mittlerweile hält Dich nichts ab, alle Reize deiner Person und alle Hilfsquellen deines Geistes aufzu-

bieten, um auf unwiderstehliche Weise den Mann zu verführen, von welchem deine Zukunft abhängt, den vornehmen Herrn und dreifachen Millionär, dessen Tochter und Vermögen Du begehrst. — Apropos, wie heißt er, dieser vornehme Herr?«

»Er heißt der Herzog von Simeuse.«

Perine stutzte.

»Der Herzog von Simeuse!« wiederholte sie.

»Ja, der letzte Sprößling eines der ältesten Geschlechter der Anjou.«

»Sein Hotel steht in der Rue Cloris, nicht wahr, an der Ecke der Rue des Fossés-Saint-Victor, auf dem Berge Sainte-Geneviève?« hob die Herrin des Rothen Hauses wieder an.

»Du kennst dieses Hotel?« fragte der Baron nicht ohne Erstaunen.

Perine gab keine Antwort.

Sie erhob sich von ihrem Sitze, nahm einen Schlüsselbund vom Gürtel ihres Gewandes, und öffnete die Thür eines tiefen, in einem der Felder des Wandgetäfels verborgenen Schrankes.

Aus diesem Schranke nahm sie einen ungeheuren Folioband in rothes Leder gebunden, mit stählernen Schließhaken versehen. Dieses Buch legte sie auf den Tisch und blätterte darin mit bewegter Hand, indem sie bis auf die ersten Seiten zurückging.

Jede dieser mit einer feinen engen Schrift bedeckten Seiten trug ein Datum.

Nachdem Perine mehrere Minuten lang gesucht, fand

sie, was sie suchte und las einen ganzen Bogen mit tiefer Aufmerksamkeit durch.

Endlich richtete sie den Kopf empor, sah den Baron an und fragte ihn:

»Heißt die Tochter des Herzogs von Simeuse nicht Jane?«

»Du irrst Dich nicht,« antwortete der Baron. »Sie heißt Jane.«

»Und wie alt ist sie?«

»Zwanzig Jahre.«

In diesem Augenblicke schlug die Pendeluhr langsam Neun.

»Ja,« murmelte Perine in dumpfem Tone, aber dennoch laut genug, um von dem Baron gehört zu werden, »ja — vor zwanzig Jahren — am 20. Februar 1752 — gerade zu dieser Stunde ward Jane von Simeuse geboren. — Ist die magische Wissenschaft, welche ich übe und die ich bei mir selbst verspotte, also nicht eine eitle Wissenschaft und entschleiern jene weissagenden Vorbedeutungen, welche ich befrage, ohne an sie zu glauben, wirklich zuweilen die Zukunft? Wie dem auch sein möge, dies ist seltsam.«

Die Herrin des Rothen Hauses sank wieder in ihren Lehnsessel, streckte die Hand nach dem geheimnißvollen Buche aus und wiederholte zum zweiten Male:

»Ja, in der That, dies ist seltsam!«

Sechstes Capitel.

Das Abenteuer vom 20. Februar 1752.

Einige Minuten lang respectirte der Baron von Kerjean Perinens Schweigen und stille Betrachtung.

Endlich, als er sah, daß die Herrin des Rothen Hauses immer tiefer in Nachdenken versank, entschloß er sich, sie zu fragen.

»Seit vielen Jahren, meine schöne Freundin,« sagte er, »haben wir fast kein Geheimniß für einander. Ich glaube deshalb heute beinahe das Recht zu haben, Dich zu fragen, welche Erinnerungen der Name Simeuse, der Dir unbekannt sein sollte, in Dir erweckt.«

»Dieser Name erweckt allerdings Erinnerungen in mir,« murmelte Perine, »und der seltsame Zufall, welcher diesen Tag und diese Stunde wählt, um sie in meinem Gedächtniß wieder aufleben zu lassen, erfüllt mich mit unwillkürlicher Unruhe. Ich habe übrigens keinen Grund, deine Neugier nicht zu befriedigen und meine Erzählung wird für Dich, so gleichgiltig sie auch für jeden Andern wäre, doch sehr interessant sein, weil sie direct mit jener schönen Jane von Simeuse zusammenhängt, deren Gatte Du zu werden beabsichtigst.«

»Aber welche Beziehungen können zwischen Jane von Simeuse und Dir bestehen?«

»Du sollst es bald erfahren. Vor wenig Augen-

blicken erst erzähltest Du mir dein Abenteuer von gestern, dessen Held Du warst. Das, welches Du jetzt hören wirst und bei welchem ich die Hauptrolle spielte, ist weit weniger neu — es versetzt uns um zwanzig Jahre zurück.«

»In das Jahr der Geburt Jane's?« unterbrach Kerjean.

»Nicht blos in das Jahr, sondern auch auf den Tag und in die Stunde dieser Geburt,« entgegnete Perine. »Höre mich also.«

»Niemals war eine Aufmerksamkeit tiefer als die meinige.«

»Vor zwanzig Jahren,« begann die Herrin des Rothen Hauses, »fiel der Fastnachtsdinstag wie dieses Jahr auf den 20. Februar. — Ich war damals noch sehr jung; ich war eben erst aus dem Innern unserer Bretagne in Paris angelangt. Ich bewohnte noch nicht dieses große, unheimliche Haus, in welchem wir jetzt sind; das gemeine Volk hatte noch nicht aus meinem Namen Perine Engoulevent den widerwärtigen Spitznamen, die Goule, *) gemacht. Ich bewohnte eine elende Dachwohnung in dem armseligsten und ältesten Hause der Rue du Parvis-Notre-Dame. Ich schlug die Karten für einige Sous und sagte wahr, ohne damals zu ahnen, daß ich einige Jahre später so reich und so gefürchtet sein würde. Mein Ruf begann sich indessen auf solide Weise zu gründen und

*) Engoulevent bedeutet im Französischen eine Art kleinen Vampyr, auch Ziegenmelker genannt; die Goules (englisch Ghouls) sind dem indischen Aberglauben zufolge gespenstische menschliche Wesen, welche sich vom Blut der Leichname nähren. Anmerkung des Uebersetzers.

Niemand hätte gewagt, die vollkommene Wahrheit der von Yvonne Treal — so nannte ich mich damals — verkündeten Orakelsprüche in Zweifel zu ziehen.«

»Warum führtest Du diesen Namen Yvonne Treal?« fragte Kerjean.

»Es war der Name der würdigen Frau, die meine Mutter war und später aus Kummer über meine Flucht aus meinem Heimatlande starb.«

»Gut, gut, fahre fort.«

»Also,« hob Perine wieder an, »am 20. Februar 1752 — einem Fastnachtsdinstage — erfüllte eine lustige, lärmende Menschenmenge die Straßen gerade so wie heute und machte mit ihrem Geschrei, ihrem Singen, ihren Schnarren und zersprungenen Trompeten einen fürchterlichen Lärm. Da die Neugier mich trieb und ich so ziemlich sicher war, daß an diesem Tage keine meiner gewohnten Kunden mich besuchen würde, hatte ich meine Dachstube verlassen und trieb mich vom Morgen an in der Stadt herum, indem ich mich unter die Gruppen mischte, über die derben Späße und Witze lachte und in ziemlich ungenirter Weise die Anzüglichkeiten beantwortete, welche hageldicht auf mich und meine bretonische Bäuerinnentracht fielen, welche unter diesen Tölpeln Sensation machte und welche viele von ihnen für einen Maskenanzug hielten.«

»Der Teufel soll mich holen!« murmelte Kerjean, »die naive neugierige Yvonne Treal jener Zeit, welche Vergnügen am Lärm und an den Narrheiten des Carnevals fand, hatte keine große Aehnlichkeit mit der Perine von heute.«

»In der That, mein lieber Baron,« entgegnete die

Herrin des Rothen Hauses, »zwanzig Jahre weniger erklären Vieles.«

Dann fuhr sie fort:

»Es war ungefähr acht Uhr Abends. Sehr müde von dem langen Umherlaufen kam ich auf dem Rückwege durch das volkreiche lärmende Quartier der Cité, wo jedes Haus vom Keller an bis zum Giebel illuminirt war und nach dem Klang der Gläser und dem guten Duft der Braten und Kuchen zu urtheilen, der zu den schlecht geschlossenen Thüren herausdrang, das Fest des Carnevalgottes mit inbrünstiger Frömmigkeit zu feiern schien. Ich erreichte die Rue du Parvis-Notre-Dame. Kennst Du diese Straße, mein lieber Baron?«

»Nur unvollkommen.«

»Es ist eine der schlechtesten des alten Paris Mit Ausnahme des Hauses, in welchem ich eine Dachstube inne hatte, waren und sind ohne Zweifel heute noch alle anderen von den stellvertretenden Geistlichen von Notre-Dame bewohnt. Dies wird Dir erklären, warum diese Straße in dem Augenblick, wo ich dieselbe betrat, mir düster und schweigsam erschien wie ein Grab. Mitten unter dem Bacchanal des Carnevals, welches sie umgab, bewahrte sie ganz einfach an diesem Abend ihre gewöhnliche Physiognomie. Ich durchwanderte zwei Drittheile ihrer Länge und wollte eben die Schwelle meines Hauses überschreiten, als zwei ganz schwarz gekleidete und verlarvte Männer plötzlich aus der Hausflur herauskamen, welche ich eben betreten wollte. Einer davon hielt eine Blendlaterne in der Hand. Er näherte sich mir und ließ den Schein dieser Laterne auf mein Gesicht fallen.

»Ich prallte, einen Ruf des Erschreckens ausstoßend, zurück und wollte die Flucht ergreifen.

»Fürchten Sie sich nicht, Mademoiselle,« sagte der Maskirte, indem er mich am Arme zurückhielt. »Es droht Ihnen keine Gefahr. Sagen Sie uns blos, ob Sie, wie dieses bretonische Costüm uns vermuthen läßt, wirklich die Person sind, die wir suchen.«

»Wen suchen Sie denn?« fragte ich.

»Eine junge Frau Namens Yvonne Treal, für welche, wie man sagt, das Buch der Zukunft kein Blatt habe, welches sie nicht entziffern könnte.«

»Ich bin allerdings Yvonne Treal.«

»In diesem Falle, Mademoiselle, haben Sie die Güte uns zu folgen.«

»Wohin?«

»Ich habe Befehl, Ihnen dies zu verschweigen.«

»Wer hat Ihnen diesen Befehl gegeben?«

»Jemand, der unbekannt bleiben will.«

»Und wenn ich mich weigere, Sie zu begleiten?«

»Dann würden wir zu unserm großen Bedauern genöthigt sein, Sie dazu zu zwingen. Warum aber sollte man Gewalt anwenden, wenn schon die Ueberredung genügen muß? Ich sage Ihnen nochmals, daß Sie keine Gefahr laufen. Wir wollen Sie zu einer Dame führen — dieser Dame werden Sie ihre untrügliche Wissenschaft zur Verfügung stellen und dafür eine reichliche Belohnung erhalten.«

»Nachdem ich einen Augenblick nachgedacht, antwortete ich:

»Ich bin bereit — geleiten Sie mich.«

»Der Verlarvte legte meinen Arm in den seinen und führte mich rasch bis an die Place Notre-Dame.

»Sein Begleiter mit der Blendlaterne folgte uns. Fünfzehn oder zwanzig Schritte von dem großen Portal der Kathedrale entfernt hielt eine mit zwei Pferden bespannte Carrosse. Der Mann mit der Laterne öffnete den Schlag und schlug den Tritt herab. Mein Führer half mir beim Einsteigen und setzte sich mir gegenüber. Der Schlag ward wieder geschlossen und die Pferde setzten sich mit unglaublicher Schnelligkeit in Bewegung.

»Der Wagen rollte seit einigen Minuten auf dem holprigen Pflaster der Cité, als der Verlarvte sich zu mir herüberneigte.

»Mademoiselle,« sagte er zu mir, indem er mir ein seidenes Taschentuch reichte, »haben Sie die Güte, sich die Augen zu verbinden.«

»Da man sich einmal vorgenommen hatte, mir den Ort, nach welchem man mich führen wollte, geheim zu halten, so war diese Vorsicht eine ganz natürliche und konnte mich nicht beunruhigen.

»Ich gehorchte daher, ohne auch nur einen Einwand zu versuchen, und verband mir gewissenhaft die Augen.

»Nach Verlauf einer Stunde machte der Wagen Halt. Ich hörte ihn öffnen und den Tritt auseinanderschlagen.

»Wir sind zur Stelle, Mademoiselle,« hob mein Begleiter wieder an, »stützen Sie sich auf meinen Arm und steigen Sie aus.«

»Nachdem wir eine Treppe von mehreren Stufen erstiegen und zwei oder drei große Gemächer durchschritten

hatten, traten wir in ein Zimmer, wo das Geräusch der Tritte durch einen Teppich gedämpft ward, welcher dicht war wie der Rasen im Monate Juni. Durch das Seidengewebe hindurch, welches meine Augen bedeckte, errieth ich den Schein eines großen Feuers und den Schimmer mehrerer Kerzen. Gleichzeitig löste eine Hand meine Binde, welche herabfiel.

»Ich befand mich in einem Schlafzimmer, welches mit einem Luxus ausgestattet war, von welchem nichts, was ich seit meiner Kindheit gesehen, mir eine wenn auch nur unvollkommene Idee hätte geben können. Tapeten von wunderbarem Reichthum bedeckten die Wände. Ein kolossales Bett mit gedrehten Säulen und einem Baldachin nahm eine der Seiten dieses Zimmers ein.

»Auf diesem Bette lag eine bleiche, erschöpfte junge Frau, welche mit der einen Hand ein erst seit wenigen Stunden zur Welt geborenes Kind an ihr Herz drückte.

»Ein Mann von sechs- oder achtunddreißig Jahren mit einem schönen stolzen Gesicht saß auf einem niedrigen Stuhl neben dem Bett, hielt die andere weiße schmale Hand der jungen Frau in der seinigen und küßte sie mit lächelndem Munde und thränenden Augen.

»Ich begriff, als ich diesen Mann ansah, sofort, daß ich mich einem sehr vornehmen Herrn gegenüber befand. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nur mit Leuten aus dem Volke oder höchstens mit dem kleinen Bürgerstande zu thun gehabt. Ich gestehe, daß ich einige Verlegenheit fühlte, aber diese Verlegenheit war von kurzer Dauer. Man hatte mich holen lassen — folglich bedurfte man meiner — folglich war ich Herrin dieser Situation. —

Dieser Gedanke gab mir sofort meine ganze Dreistigkeit und Geistesgegenwart wieder.

»Der Herr erhob sich von seinem niedrigen Stuhl und kam auf mich zu.

»Mademoiselle,« sagte er zu mir, nachdem er sich mit einer so vollkommenen Courtoisie verneigte, als ob er eine Dame von seinem Range vor sich gehabt hätte, »man hat mir von der Tiefe Ihres astrologischen Wissens erzählt und zwar mit Lobsprüchen, welche Sie, wie ich glaube, vollkommen verdienen. Dennoch hätte ich nicht erwartet, eine so junge Person in Ihnen kennen zu lernen. Gewöhnlich haben die Priesterinnen der geheimen Wissenschaft runzelige Stirnen und vom Alter gebleichtes Haar. Sind Sie wirklich Yvonne Treal?«

»Ich bin die Person, welche Sie erwarten,« antwortete ich mit einem gewissen Grade von Stolz, denn ich hoffte auf diese Weise mich auf den Standpunkt des Mannes zu erheben, dessen Ueberlegenheit ich sofort begriff; »ich bin Yvonne Treal und liefere Ihnen den Beweis, daß die Wissenschaft auch unter einer Stirne ohne Runzeln, die noch von schwarzem Haar gekrönt wird, wohnen kann. Was begehren Sie von mir?«

»Der Herr näherte sich dem Bett, nahm das neugeborene Kind in seine Arme und hielt es mir vor die Augen.

»Sehen Sie,« sagte er zu mir, »sehen Sie diese liebe Kleine an, welche soeben zur Welt geboren worden. Sie ist so schwächlich, sie hängt mit so wenig starken Wurzeln am Leben, daß die Aerzte uns Angst und Verzweiflung einflößen, indem sie uns über das Schicksal dieser kleinen

schon zärtlich geliebten Tochter in Ungewißheit lassen. — Wird sie leben oder wird sie sterben? — Die Aerzte wissen es nicht oder weigern sich wenigstens uns zu antworten und uns zu beruhigen. Wir wollen aber wissen! — Diese tödtliche Angst würde auf die Länge die Mutter tödten und das Kind nicht retten. Besser ist ein einziger grausamer Schlag, als diese langsame Qual. Ich sage Ihnen nochmals, ich muß Gewißheit haben, wie schrecklich dieselbe auch sein möge. Gibt Ihre Wissenschaft Ihnen die Macht und die Mittel, uns das Schicksal dieses Kindes zu offenbaren, uns zu sagen: Beruhigt Euch, es wird leben! oder: Laßt eure Thränen fließen und ein Grab bereiten?«

»Ich antwortete in sicherem, dreistem Tone:

»Die Wissenschaft gibt mir diese Macht.«

»Haben Sie festes Vertrauen darauf?«

»Ich habe nicht blos Vertrauen, sondern auch Gewißheit.«

Nun dann sprechen Sie, sprechen Sie sofort. Es fehlt uns die Kraft, noch länger in Zweifel zu bleiben. Die zum Tode Verurtheilten erwarten ihre Begnadigung weniger begierig, als wir Ihre Antwort.«

»Ehe ich antworte, muß ich fragen.«

»Wen müssen Sie befragen?«

»Die Gestirne. Sie haben der Geburt Ihres Kindes beigewohnt und sie sind es, welche mir in einer nur mir allein verständlichen Sprache sein Geschick offenbaren werden. Diese Nacht ist einer solchen Befragung überaus günstig. Keine Wolke trübt den Himmel und die Sterne werden ihr Geheimniß mittheilen.«

»Nun so begleiten Sie mich,« hob der vornehme

Herr wieder an; »ich werde Sie an einen hochgelegenen Ort führen, von wo man das Firmament in seinem ganzen Glanze und seiner ganzen Unermeßlichkeit überschauen kann.«

»Ich werde Ihnen folgen,« antwortete ich, »aber vorher sagen Sie mir genau die Stunde und Minute der Geburt Ihres Kindes.«

»Diese Uhr ließ eben den letzten Schlag der Mittagsstunde ertönen, als unsere Tochter das Licht erblickte.«

»Gut, führen Sie mich nun.«

»Welcher Gegenstände bedürfen Sie zu Ihren Beobachtungen und Berechnungen?«

»Ein Tintenfaß, Papier und eine Feder oder einen Bleistift — weiter brauche ich nichts.«

»Dies Alles und noch mehr werden Sie dort vorfinden.«

Mit diesen Worten ergriff der Herr einen Leuchter, öffnete eine Thür, welche in ein sehr enges Cabinet führte, dann eine zweite Thür und begann, von mir gefolgt, die Stufen einer Wendeltreppe zu ersteigen, welche, wie mir schien, im Innern der Mauer angebracht war.

Diese Treppe führte uns in den obern Theil eines achteckigen Thürmchens, welches eine der Ecken eines großen viereckigen Gebäudes bildete.

Ein mit Glasscheiben versehener Rahmen verschloß eine in dem spitzigen Dache dieses Thürmchens angebrachte Oeffnung und durch diesen Rahmen hindurch sah ich den unermeßlichen Himmel über meinem Haupte und ganz Paris zu meinen Füßen.

Siebentes Capitel.

Das Horoscop.

Nachdem Perine einen Augenblick geschwiegen, fuhr sie in ihrer Erzählung weiter fort:

»Der vornehme Herr,« sagte sie, »stellte den Leuchter auf einen Tisch, worauf sich schon Papier, Federn, Bleistifte und überdies ein kleines Fernrohr, ein Compaß und verschiedene andere astronomische Instrumente befanden. Augenscheinlich erhielt das obere Zimmer des Thürmchens zuweilen die Besuche eines Gastes, welcher dem Studium der himmlischen Constellationen oblag.

»Ich lasse Sie allein,« sagte mein Führer hierauf zu mir, »ich würde fürchten, Sie durch meine Gegenwart zu beunruhigen. Wie viel Zeit glauben Sie zu Ihrer Arbeit zu brauchen?«

»Ungefähr eine Stunde.«

»Gut, in einer Stunde werde ich Sie wieder abholen.«

»Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und ich hörte, wie er die Thür hinter sich verriegelte. Ich machte mich sofort an's Werk, indem ich nach dem System von Naibod, Maginus, Origines und Argol verfuhr. Ich studirte das gestirnte Himmelsgewölbe — ich berechnete, wie die Planeten an diesem selben Tage zur Mittagsstunde, das heißt im Augenblicke der Geburt des Kindes, gegen einander gestanden haben mußten. Dann setzte ich mich an den Tisch, zeichnete rasch auf einen großen Bogen Papier

den Himmelskreis, theilte denselben in zwölf Häuser, setzte die Planeten nach den Ephemeriden hinein und stellte ihre Situation genau mit der Minute zusammen, wo das arme, kleine, schwächliche Wesen, dessen Horoscop ich formuliren sollte, das Licht der Welt erblickt hatte. Nachdem ich hiermit fertig war, begann ich das Thema *) der Nativität des Kindes zu berechnen. Ich will Dich nicht mit überflüssigen Einzelheiten ermüden. Es genüge Dir zu wissen, daß ich in diesem Horoscop auf ein Zeichen stieß, welches meine Aufmerksamkeit ganz besonders fesselte. Der Planet Mars bedrohte, da er in der höchsten Ecke des zwölften Hauses stand, die Neugeborene mit plötzlichem und gewaltsamem, aber nicht sofortigem Tode. Anderweite Berechnungen belehrten mich überdies, daß diese gefährliche und vielleicht tödtliche Epoche im Laufe des einundzwanzigsten Jahres nach der Geburt des Kindes eintreten würde. Dreimal begann ich diese Rechnungen von Neuem, indem ich jedesmal auf andere Weise verfuhr, aber dreimal gelangte ich zu demselben Resultate. Obschon ich selbst an die geheimen Wissenschaften nicht im mindesten glaubte, war ich doch gewissenhaft und allen Regeln gemäß zu Werke gegangen. Dieses dreifache, sich stets gleichbleibende Resultat frappirte mich selbst.

Eben hatte ich die letzte Hand an das Nativitätsthema gelegt, als die Thür sich wieder öffnete und der Herr wieder in das Thurmzimmer trat.

*) Wir bitten unsere Leser, diese dunkle Sprache zu entschuldigen. Perine löste ihre Aufgabe nach allen Regeln der Kunst. Die ausführliche Erklärung der astrologischen Ausdrücke würde uns hier zu weit führen. Anm. d. Verf.

»Nun?« fragte er.

»Ich bin fertig.«

»Gut, dann wollen wir wieder hinuntergehen.«

»Ich öffnete den Mund, um ihm ohne Verzug die Lösung mitzutheilen, welche er nach meiner Meinung mit so großer Ungeduld erwarten mußte. Er ließ mir aber nicht Zeit, zu reden.

»Nichts mir allein,« sagte er lebhaft. »Freuden und Schmerzen — Alles muß ich mit der Gefährtin meines Lebens theilen.«

»Er hatte die Leuchter wieder ergriffen, ging voran, um mir zu leuchten, und ich folgte ihm die Treppe hinunter.

»Wenige Augenblicke später traten wir wieder in das tapezierte Zimmer, wo die junge Mutter, noch bleicher als eine Stunde vorher, ihr Kind immer noch an die Brust gedrückt hielt.

»Zwei Schritte vor ihrem Bett blieb ich stehen. Die arme Frau fragte mich nicht, heftete aber auf mich einen Blick, dessen tiefer, bittender Ausdruck mir das Herz rührte. — O, ich sehe Dich bei diesem Worte lächeln, Baron von Kerjean. Bedenke aber, daß dies vor zwanzig Jahren geschah und daß ich damals wenigstens noch einen Rest von Herz hatte. Mein Gott, wer weiß, vielleicht hattest selbst Du vor zwanzig Jahren einen Rest von Gewissen.«

»Das ist allerdings sehr möglich,« antwortete der Baron lachend. »Ich möchte wenigstens nicht das Gegentheil beschwören.«

Perine hob wieder an:

»Diesen Blick der jungen Mutter werde ich niemals vergessen. Er schien mich anzuflehen. Es war, als hätte

ich die Rettung und den Untergang des schwächlichen wimmernden kleinen Wesens in meinen Händen und als könnte ich nach Belieben ein Lebens- oder Todesurtheil aussprechen und den Willen des Schicksals bestimmen. Der Herr ergriff seine Gemalin bei der Hand und drückte diese Hand in den seinigen.«

»Jetzt sind wir beisammen,« sagte er hierauf. »Wir werden, wenn es sein muß, Muth und Kraft haben. — Sprechen Sie.«

»Ich habe die Sterne gefragt und die Sterne haben mir geantwortet!« rief ich mit jener Emphase, welche mir stets als unumgänglich nothwendige Vervollständigung der Rolle erschienen ist, welche Astrologen, Schwarzkünstler, Wahrsagerinnen und Kartenschlägerinnen zu spielen belieben. »Ihre Orakel sind untrüglich und die Stimme, welche Sie jetzt vernehmen werden, ist nicht die meinige, sondern die des Schicksals.«

»Sprechen Sie,« wiederholte der Herr, »um's Himmels willen, sprechen Sie!«

»Es ist eine frohe Botschaft, die ich Ihnen bringe,« antwortete ich immer noch in demselben feierlichen Tone. »Gesänge der Hoffnung und nicht der Klage müssen in diesem Hause erschallen. Eine Wiege muß bereitet werden, aber kein Sarg. Das Kind, welches hier zur Welt geboren worden, soll leben und groß werden.«

»Leben und groß werden!« murmelten der Vater und die Mutter mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Freudentaumel.

»Zweifeln Sie nicht daran — der Ausspruch der Sterne lautet bestimmt und entschieden.«

»Zwanzigmal nach einander bedeckte die junge Mutter die Neugeborene mit Freudenthränen und leidenschaftlichen Liebkosungen, indem sie mit kaum vernehmbarer Stimme stammelte:

»Jane — meine theure Jane — mein süßes Kleinod — Du wirst leben — Du wirst leben — hörst Du, meine angebetete Tochter? Du wirst leben, um deine Mutter zu lieben.«

»Ich ließ dieser wahnsinnigen Freude einige Minuten lang freien Spielraum, damit sie sich eben durch ihre Heftigkeit erschöpfen möchte, dann fuhr ich fort:

»Es gibt keinen noch so reinen Himmel, an welchem nicht früher oder später der Donner grollte. Ich habe Ihnen gesagt, was Sie zu hoffen haben; jetzt will ich Ihnen auch sagen, was Sie fürchten müssen.«

»Die junge Mutter ward bleich. Eine Runzel zeigte sich auf der Stirne des Vaters.

»Was wir fürchten müssen?« wiederholte er. »Dann droht unserem Kinde also eine Gefahr?«

»Ja, — oder vielmehr diese Gefahr ist noch nicht vorhanden, sondern wird erst kommen.«

»Wann?«

»Vom ersten Tage nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre an. Heute ist der zwanzigste Februar 1752 — am zwanzigsten Februar 1772 wird die Stunde der Gefahr beginnen.«

»Worin besteht diese Gefahr?«

»Im Tod; in einem plötzlichen, gewaltsamen Tod.«

»Auf welche Weise wird derselbe sich ereignen?«

»Das weiß ich nicht. Die Sterne haben mir es nicht geoffenbart.«

»Können Sie dieselben nicht noch einmal befragen?«

»Das wäre vergebens. Sie würden mir nicht mehr antworten.«

»Sagen Sie uns wenigstens, ob es möglich sein wird, diese furchtbare Gefahr zu vermeiden.«

»Ja, dies wird möglich sein, aber nicht ohne Mühe und ohne Anstrengungen.«

»Und wie? durch welche Mittel?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß blos, daß, sobald das einundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, sobald die verhängnißvolle Epoche glücklich vorüber ist, dem zur Jungfrau herangewachsenen Kinde dann noch ein langes und ruhiges Leben beschieden sein wird. — Weiter kann ich nichts hinzufügen. Erinnern Sie sich blos und vergessen Sie niemals, daß der zwanzigste Februar 1772 der erste Tag eines drohenden Jahres sein wird. — Nun habe ich Alles gesagt, was ich sagen konnte. Mein Platz ist nicht mehr in diesem Hause, gestatten Sie mir, es zu verlassen —«

»Noch nicht,« antwortete der Herr.

»Was begehren Sie noch von mir?«

»Etwas, was Sie uns ohne Zweifel sagen können.«

»Und was wäre dies?«

»Werde ich an dem Tage, wo die Stunde der Gefahr schlagen wird, noch am Leben und im Stande sein, mein Kind zu vertheidigen und zu beschützen?«

»Und ich,« rief die junge Frau, »werde ich, die Mutter, auch noch da sein?«

»Bedenken Sie wohl,« murmelte ich, »die Frage,

welche Sie an mich richten, ist eine brennende. Wer weiß, ob nicht meine Antwort für eines von Ihnen, ja vielleicht für alle Beide ein Urtheilsspruch ist, gegen welchen es keine Berufung gibt.«

»Der vornehme Mann und die junge Frau wechselten einen Blick.

»Gleichviel,« riefen sie gleichzeitig. »Wir wollen die Wahrheit wissen — möge sie lauten wie sie wolle.«

»Nun konnte ich nicht länger zögern.

»Ihr Wille geschehe,« murmelte ich.

»Dann näherte ich mich dem Bette und sagte zu der jungen Mutter:

»Reichen Sie mir Ihre Hand.«

»Die junge Frau gehorchte mit unwillkürlichem Zittern und reichte mir ihre fein und anmuthig geformten schlanken Finger. Einer dieser Finger trug zwei Ringe. Der erste war ein Trauring und bot nicht Bemerkenswerthes dar, der zweite dagegen zog durch seine Seltsamkeit meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war einer jener Ringe von Silber und rothem Email, welche aus Asien kommen und für Talismane gelten. Eine rosenfarbene Koralle in Halbmondform diente ihm als Kasten. Es ist mir, als sähe ich noch diesen Ring und die reizende Hand, welcher er angehörte.

»Einige Secunden lang betrachtete ich die Linien dieser Hand. Sie boten den beruhigendsten Anblick dar und keine unheilverkündende Furche durchschnitt in verderblicher Weise die große Linie, die Lebenslinie.

»Entweder,« rief ich, »ist die Chiromantie eine eitle Wissenschaft, oder Sie nd fün zwanzig Jahren noch am

Leben, Madame, und stark genug, um Ihr Kind zu beschützen.«

»Ein Blitz der Freude zuckte aus den Blicken des vornehmen Herrn, während ich diese Worte aussprach. Dann kam er auf mich zu und sagte, indem er mich bei der Hand faßte:

»Nun ist die Reihe an mir.«

»Meine Augen hefteten sich mit Bewunderung auf diese starke und patrizische Hand, die geschaffen zu sein schien, um den Degen zu führen. Ich sah an dem Ringfinger einen breiten eisernen Ring gleich dem goldenen Ring der römischen Ritter glänzen und das auf den Kasten eingegrabene Wappen frappirte mich durch seine prachtvolle Einfachheit.«

»Nun,« fragte er mich lächelnd, »was lesen Sie in diesen geheimnißvollen Charakteren? Was haben Sie mir zu verkünden?«

»Auch Ihnen nichts, was nicht glücklich wäre, auch Ihnen ein eben so langes Leben und eine frohe Zukunft!«

»Mademoiselle,« hob mein unbekannter Gönner wieder an, »Sie sind in dieses Haus gekommen wie ein Glücksprophet.«

»Ich bin gekommen als ein Wahrheitsprophet — ich bin hier blos der Mund, welcher spricht. Ebenso wie ich Ihnen das Gute gesagt habe, würde ich Ihnen auch das Schlimme gesagt haben. Ich gehe nun. Vergessen Sie nichts und achten Sie auf das Jahr 1772.«

»O,« entgegnete der Herr, »da wir dann noch alle beide am Leben sein werden, so wird unser Kind nichts zu fürchten haben. Wir werden es zu hüten und zu vertheidigen wissen, das schwöre ich Ihnen.«

»Nachdem der vornehme Herr dies mit dem Ausdruck des zuversichtlichsten Vertrauens gesagt, forderte er mich auf, ihm zu folgen und führte mich in einen Salon, der an das tapezirte Zimmer stieß.

»In diesem Salon befanden sich die beiden maskirten und schwarzgekleideten Männer, welche mich hergeführt hatten. Ich empfing eine Börse, welche fünfzig Louisd'or enthielt. Es ward mir wieder eine Binde um die Augen gelegt. Ich nahm wieder meinen Platz in dem geheimnißvollen Wagen ein. Nach Verlauf einer halben Stunde stieg ich auf der Place Notre-Dame dem Portal der Kirche gegenüber aus und sah den Wagen in der Finsterniß verschwinden.

»Ich war, wie Du weißt, von jeher neugierig und meine Neugier hat mir oft viel eingebracht. Ich hütete mich daher wohl, das auf dem Kasten des eisernen Ringes gravirte Wappen zu vergessen. Es zeigte zwei schwarze Vögel in goldenem Felde mit einer Herzogskrone darüber.«

»Das ist ja das Wappen der Simeuse!« rief Kerjean.

»Ganz recht, das Wappen der Simeuse,« entgegnete Perine; »dies erfuhr ich schon am andern Morgen. Ich wollte nun aber auch das letzte Wort des Abenteuers kennen, bei welchem ich berufen worden, eine Rolle zu spielen. Ich zog gewandt und vorsichtig Erkundigungen ein und noch vor Ablauf der Woche konnte ich eine neue Seite in dieses Buch hier schreiben, wo ich seit zwanzig Jahren alle Ereignisse von einiger Wichtigkeit aufgezeichnet, bei welchen ich in irgend einer Weise die Hand im Spiele gehabt.«

»Ein kostbares Buch!« murmelte der Baron.

»Ja wohl, ein kostbares Buch,« murmelte Perine,

»ein unschätzbares Buch, welches die wirklichen Elemente meines Vermögens enthält — ein wahrhaft magisches Buch, denn mehr als einmal haben sich die Geheimnisse, die es offenbart, für mich in einen Goldregen verwandelt.«

»Kurz,« fragte Herr von Kerjean, »kann ich diese vor zwanzig Jahren geschriebene Seite lesen?«

»Ich werde sie Dir vorlesen.«

Und die Herrin des Rothen Hauses neigte sich über den schweren Folioband und las Folgendes:

»28. Februar 1752. — Das Haus, in welches ich am 20. dieses Monats geführt ward, liegt in der Rue de l'Estrapade und gehört einem alten, treuergebenen Diener der Familie Simeuse. Der gegenwärtige Herzog Jacques von Simeuse, der einzige Erbe des Namens, Titels und unermeßlichen Vermögens einer berühmten Familie, hat sich vor einem Monat heimlich mit Fräulein Blanche von Chastenay, einer armen Waise, vermält. Ein erblicher Haß, unversöhnlich wie der der Capuleti und Montecchi zu Verona *) trennt schon seit anderthalb Jahrhunderten die Häuser Simeuse und Chastenay und der Herzog Jacques hat deshalb eine heimliche Ehe mit Fräulein Blanche eingehen müssen, um sich nicht den Zorn, ja vielleicht den Fluch der verwitweten Herzogin, seiner Mutter, einer beinahe achtzigjährigen Matrone, zuzuziehen. Deshalb hat er die alte Wohnung in der Rue de l'Estaprade prachtvoll einrichten lassen, um darin seine junge Gemalin wohnen zu lassen, welche dort sehr zurückgezogen lebt und ihn soeben znm Vater einer kleinen Tochter, Namens Jane, gemacht

*) Sah selbst die Schlösser und das Wohnhaus der ersteren bei und in Verona. (Uebrigens s. Shakespeare: Romeo und Julie.)

hat, welcher ich in der Nacht vom 20. zum 21. Februar das Horoskop gestellt.«

Perine unterbrach sich in ihrer Lectüre.

»Es folgen nun,« sagte sie, »die hauptsächlichen Einzelheiten dieses Horoskops. Du kennst dieselben bereits und es wäre überflüssig, sie zu wiederholen. Es vergingen sechs Monate, dann fügte ich unterm 25. August 1752 dieser Seite noch folgende Zeilen hinzu:

»Die verwitwete Herzogin ist zu Anfang dieses Monats gestorben. — Der Herzog Jacques hat so eben seine Heirat öffentlich erklärt und seine Gattin und sein Kind in das große prachtvolle Hotel Simeuse eingeführt, welches an der Ecke der Rue Cloris und der Rue des Fossés Saint-Victor auf dem Berge Geneviève liegt.«

Perine schloß das rothe Buch und ließ es in dem eisernen Schranke verschwinden, dessen dreifaches Schloß Kerjean knarren hörte. Das Schlüsselbund nahm wieder seinen Platz am Gürtel ihres Gewandes ein. Dann setzte sie sich wieder und fuhr fort:

»Die in meinen Archiven angesammelten Geheimnisse haben, wie Du begreifst, nur dann Werth für mich, wenn ein unbekanntes Verbrechen, eine verborgene Schande, ein noch nicht öffentlich gewordener Verrath dahintersteckt. Von diesem Allen aber enthielten meine Notizen über das Haus Simeuse nichts. Aus diesem Grunde waren mir diese Notizen auch unnütz und ich hatte sie schon seit langer Zeit vollständig vergessen, als Du mich vorhin daran erinnertest, indem Du den Namen Jane von Simeuse im Zusammenhange mit deinen wahnsinnigen Heiratsprojecten nanntest.«

»Dieses Zusammentreffen ist allerdings sehr merk-

würdig,« antwortete der Baron, »aber ich sehe in allem diesen nichts, was deine Aufregung und deine Unruhe rechtfertigen könnte. Mache mir daher das Vergnügen, mir zu erklären, was mir unerklärlich erscheint.«

»Wie,« entgegnete Perine lebhaft, »erscheint es Dir nicht seltsam, wunderbar und unerhört, daß dieses Horoskop, welches früher von mir mit vollständigem Unglauben gestellt worden, mir auf diese Weise nach zwanzig Jahren in die Erinnerung zurückgerufen wird und daß die von mir angekündigte Gefahr für Jane von Simeuse auch wirklich an dem Tage und zu der Stunde beginnt, wo sie meiner Prophezeiung zufolge beginnen sollte? Ich bin ganz gewiß nicht leicht zu rühren, aber dennoch macht dieses unerklärliche Zusammentreffen mich ganz bestürzt, und ich frage mich immer und immer wieder, ob die Schicksale der Sterblichen wirklich in den Sternen geschrieben stehen.«

»Meine schöne Freundin,« rief Herr von Kerjean mit halbem Lächeln, »dein Geist wird schwach und beunruhigt sich ohne Grund. Der Gedanke, einmal in deinem Leben, ohne es zu wissen, eine Prophetin gewesen zu sein, versetzt Dich in übergroße Exaltation und Aufregung. — Das einundzwanzigste Lebensjahr der schönen Jane von Simeuse beginnt heute, das gebe ich zu, aber wo ist die tödtliche Gefahr, von welcher sie nach deiner Meinung bedroht sein soll?«

»Du fragst, wo diese Gefahr sei und Du bist es selbst, der sie herbeiführt!«

»Ich?« rief Kerjean mit aufrichtigem Erstaunen. »In wiefern bin ich für die junge Dame zu fürchten, der ich gestern das Leben gerettet?«

»Hast Du denn schon die Heiratspläne vergessen, von welchen Du mir vorhin erzähltest?«

»Nein, gewiß nicht. Aber wo ist da die Beziehung?«

»Die Beziehung?« unterbrach ihn Perine heftig. »Ist es möglich, daß Du diese Frage an mich richtest? — Ist die furchtbarste aller Gefahren, welche Jane's Leben vernichten könnten, nicht eben die Gefahr, dein Weib zu werden?«

Herr von Kerjean hatte nicht Zeit zu antworten. Der eiserne Hammer an der Thür des Rothen Hauses fiel auf die stählerne Platte nieder und man hörte die Wendeltreppe herauf ein dumpfes Grollen gleich dem fernen Echo des Donners. Gleichzeitig erschien der große, seltsam gekleidete Neger, welcher Jupiter hieß, auf der Schwelle.

»Wirst Du den Besuch empfangen?« fragte der Baron.

»Warum nicht?« entgegnete Perine. »Wer so spät an meine Thür pocht, thut es, glaube ich, nicht ohne ernsten Beweggrund. Ich weiß nicht, welcher Instinct mir sagt, daß ich an diesem Abend noch mehr staunenswürdige Neuigkeiten hören werde.«

Achtes Capitel.

Zauberei.

»Geh, Jupiter,« fuhr Perine fort, indem sie sich zu dem rothgekleideten Neger wendete, der stumm dastand und auf Befehl wartete; »führe die Person, die mich sehen will, in das Vorzimmer.«

Der Neger ging hinaus.

Perine setzte die Wachsmaske auf, welche sie in eine hundertjährige Greisin verwandelte, und fragte Kerjean: »Mißfällt es Dir, mein lieber Baron, daß unsere Unterredung auf einen Augenblick unterbrochen wird?«

»Was frage ich darnach?« entgegnete Kerjean. »Wie mir scheint, muß ich unsere Unterredung als beendet betrachten, da Du mir die Hilfe, die ich von Dir erwartete und welche die Verwirklichung meiner ehrgeizigsten Träume herbeiführen konnte, mit unerschütterlicher Festigkeit verweigerst.«

»Ich wiederhole, was ich Dir schon gesagt habe: Beweise mir, daß das Gelingen möglich ist — beweise mir, daß Du eine wenn auch nur schwache Aussicht für Dich hast, und dann verfüge über mich.«

»Der einzig mögliche Beweis des Erfolges ist der Erfolg selbst. Du hast aber kein Vertrauen — ich kann nichts weiter thun — leb' wohl.«

»Du gehst?«

»Was habe ich jetzt weiter hier zu thun?«

»Bleib' noch.«

»Was willst Du von mir?«

»Ich will mit Dir von ernsten Dingen sprechen, die eher zu verwirklichen sind als Heiratsprojecte mit herzoglichen Millionärfamilien.«

»Es sei. Ich will warten, aber wo?«

»Hier.«

Perine drückte mit dem Finger auf eine scheinbare Schleife in dem Schnitzwerk des Wandgetäfels und es öffnete sich sofort eine vorher unsichtbare Thür, welche in ein schmales, düsteres Cabinet führte.

In dem Augenblick, wo Kerjean in dieses Cabinet hinein verschwand, trat der Neger Jupiter wieder ein.

»Wer ist da?« fragte ihn Perine.

»Eine Frau, Herrin.«

»Eine Frau aus dem Volke?«

Jupiter schüttelte verneinend den Kopf.

»Dann also eine Frau von Stand?« fuhr die Herrin des Rothen Hauses fort.

»Schöne Kleider — kostbare Kleider,« murmelte der Neger, »ganz gewiß eine vornehme Dame.«

»Jung oder alt? — schön oder häßlich?«

Jupiter machte eine Geberde, welche bedeutete: »Ich weiß es nicht.«

»Wie,« fragte Perine, indem sie die Stirn runzelte, »wie? Du weißt es nicht?«

»Das Gesicht nicht zu sehen,« stotterte der Neger — »Sammetmaske — große Augen, welche glänzen.«

»Gut. Laß die Dame eintreten.«

Jupiter öffnete sofort die schwarze Thür des Vorzimmers. Eine Frau von mittlerem Wuchse, aber imposanter Haltung erschien auf der Schwelle und blieb einige Secunden lang unbeweglich stehen, betroffen von Erstaunen über den seltsamen und beinahe phantastischen Anblick des Innern des Rothen Hauses.

Diese Dame, deren Gesicht durch eine Maske mit Atlasbart, gleich den »Wölfen« unserer modernen Domino's, verdeckt ward, war mit einer Einfachheit und dabei doch zugleich mit einem Reichthum gekleidet, welcher auf den ersten Blick die Dame von hohem Range verrieth.

Das prachtvollste Pelzwerk bildete den Besatz ihres

Kleides und ihres faltenreichen, mit einer Capuze versehenen Sammtüberwurfs.

Perine, welche neben ihrem Sessel stand, und sich mit der einen Hand auf den viereckigen Tisch stützte, machte keine Bewegung, sondern wartete, bis die Fremde auf sie zukam.

Ohne Zweifel hatte diese auf einen zuvorkommenderen Empfang gerechnet und nicht ohne Befangenheit und Verlegenheit murmelte sie:

»Habe ich mich geirrt, Madame, indem ich so eben an die Thür eines Hauses zu pochen glaubte, welches man das Rothe nennt, und sind Sie nicht die Wahrsagerin, von welcher ganz Paris spricht?«

»Ich bin die Person, welche ganz Paris die Goule nennt,« antwortete Perine kurz. »Was suchen Sie hier?«

»Ich komme, um Ihre Wissenschaft zu Rathe zu ziehen.«

»Was wünschen Sie zu wissen — die Vergangenheit oder die Zukunft?«

»Die Zukunft.«

»Die Ihrige?«

»Nein, sondern die einer Person, die mir sehr nahe steht und deren Schicksal mich tausendmal mehr interessirt als das meinige.«

»Bringen Sie mir einen Gegenstand, welcher dieser Person angehört hat?«

»Ja.«

»Was für einen?«

»Eine Flechte von ihrem Haar.«

»Geben Sie her.«

Die Unbekannte zog den rechten Handschuh aus, fuhr mit zwei Fingern in das Mieder ihres Kleides und zog ein parfümirtes Beutelchen heraus, welches eine Haarflechte enthielt, welche fein war wie Seide und von bewunderns=würdiger brauner Farbe.

Sie überreichte dieses Haar Perinen, welche die Hand ausstreckte, um es zu empfangen und einen Ruf der Ueber=raschung in dem Augenblicke, wo die Finger der Unbe=kannten die ihrigen berührten, nicht unterdrücken konnte.

An einem dieser Finger bemerkte sie nämlich einen asiatischen Ring von Silber und rothem Email, dessen Kasten aus einem rosenfarbenen Korallenbruchstück in Halb=mondform bestand.

Es war ihr unmöglich, sich zu irren — vor zwanzig Jahren war dieser selbe Ring ihr in dem tapezirten Zimmer der Rue de l'Estrapade in die Augen gefallen.

Ein plötzlicher Blitz erleuchtete den Geist der Wahr=sagerin und entschleierte ihr in einer Secunde die ganze Wahrheit.

»Ich kann es nicht bezweifeln,« sagte sie bei sich selbst, »diese Dame ist die Herzogin von Simeuse.« Seit einigen Stunden hat das einundzwanzigste Jahr, das von Yvonne Treal prophezeite gefährliche Jahr begonnen. Die Herzogin zittert für ihre Tochter. Sie weiß nicht, daß Yvonne Treal und die Goule eine und dieselbe Person sind. Sie kommt, um die berühmte Wahrsagerin zu befragen und zu erfahren, ob die Gefahr wirklich vorhanden ist und durch welche Mittel sie vielleicht beschworen werden kann. Nun bin ich unterrichtet und ich werde demgemäß handeln.«

Dieser kurze Monolog ward in weit kürzerer Zeit beendet, als wir gebraucht haben, ihn niederzuschreiben.

Perine machte eine Geberde, um ihre Besucherin aufzufordern, auf dem Stuhle von Eichenholz Platz zu nehmen, und sprach nur die beiden Worte:

»Warten Sie.«

Hierauf lenkte sie ihre Schritte nach dem Laboratorium mit den Glaswänden. Sie holte aus demselben ein sehr kleines silbernes Behältniß, welches mit Kohlen von eigenthümlicher Art gefüllt war, die wie Pulver bei Berührung eines Funkens Feuer fingen und sich verzehrten, indem sie einen wohlriechenden Duft ausströmten.

Auf diese glühenden Kohlen warf sie einige von der braunen Locke abgelöste Haare, sah sie sich krümmen und aufflackern, und schien, während sie mit lauter Stimme einige magische Worte murmelte, mit dem Blicke und gespannter Aufmerksamkeit den weißen Rauchflocken zu folgen, welche über dem silbernen Kohlenbehälter wirbelten.

Als die letzte dieser Flocken verschwunden war, als auf den halberloschenen Kohlen nur noch ein kleines Häufchen graue Asche lag, wendete Perine sich zu der Herzogin von Simeuse — und sagte zu ihr mit jener dumpfen Stimme, deren die Wahrsager sich bei ihren Orakelsprüchen so gern bedienen:

»Es ist nicht eine eitle Wissenschaft, Madame, deren Pristerin ich bin. Sie sollen dies sogleich selbst beurtheilen. Hören Sie mich daher an, und wenn ich mich irre, so unterbrechen Sie mich sofort, dieses Haar ist von einer Person weiblichen Geschlechts.«

»Das ist wahr,« antwortete die Herzogin.

»Diese Person ist ein junges Mädchen,« hob Perine wieder an.

»Ja,« murmelte die Herzogin. »Sie irren sich nicht.«

»Dieses junge Mädchen ist Ihr Kind,« fuhr die Herrin des Rothen Hauses fort.

Die Herzogin machte eine bejahende Geberde.

»Ihre Tochter,« setzte Perine mit verdoppelter Dreistigkeit hinzu, »hat beinahe in dem Augenblicke, wo ich spreche, ihr einundzwanzigstes Jahr begonnen, und die Stunde einer furchtbaren Krisis naht für sie heran.«

Diese letzten Worte, welche mit der Prophezeiung des 20. Februar 1752, von welcher der Erinnerung der Herzogin noch jedes Wort gegenwärtig war, so wunderbar übereinstimmten, versetzten letztere in ein tiefes Erstaunen, in welches sich ein gewisser Grad von Entsetzen mischte.

»Wie,« rief sie, »Sie wissen —«

»Ich weiß nichts,« unterbrach sie die Goule, »aber ich errathe Alles, und Sie sehen, daß ich richtig rathe. Aber warum diese Bestürzung, und wenn Sie schon von vornherein keinen Glauben hatten, warum kommen Sie mich zu befragen?«

»Ich habe noch niemals an Ihrer Wissenschaft gezweifelt, Madame,« stammelte die Herzogin, »aber das menschliche Gemüth kann sich dem Uebernatürlichen gegenüber eines gewissen Grades von Unruhe und Furcht nicht erwehren.«

»Wohlan, jetzt beruhigen Sie sich und erklären Sie mir deutlich, was Sie von mir erfahren wollen.«

»Sie sagten mir so eben, daß die Stunde einer Krisis für meine Tochter herannahe.«

»Ja.«

»Offenbaren Sie mir genau die Zeit dieser Krisis — theilen Sie mir mit, worin die Gefahr bestehen wird.«

»Ich werde versuchen, Sie zufrieden zu stellen.«

»Sind Sie des Gelingens nicht sicher?«

»Es geschieht zuweilen, daß die befragten Geister hartnäckigerweise nicht antworten; dies ist jedoch sehr selten der Fall, denn ich weiß mächtige Worte, welche selbst die widerspenstigsten zum Gehorsam zwingen. — Jetzt sagen Sie mir den Tag der Geburt Ihrer Tochter.«

»Der 20. Februar 1752.«

»Die Stunde?«

»Zwölf Uhr Mittags.«

»Gut, ich werde mich ans Werk machen.«

Perine räumte die Spielkarten und die Pergamente, welche auf dem viereckigen Tische lagen, rasch hinweg. Dann nahm sie ein Stück weiße Kreide und zeichnete auf die rothe, mit kabalistischen Hieroglyphen bemalte Decke ein langes Viereck, welches sie in einundzwanzig gleiche Theile trennte und dann die einundzwanzigste dieser Abtheilungen wiederum in zwölf Abschnitte schied.

»Dies,« sagte sie, als sie fertig war, laut, »dies sind die zurückgelegten zwanzig Jahre und das beginnende Jahr. Dies da sind die zwölf Monate, von welchen der erste Schlag der heutigen Mittagsstunde die erste Stunde verkündet hat.«

Perine lenkte ihre Schritte nach dem großen in der Nähe des Laborotoriums stehenden Vogelhause. Sie öffnete dasselbe

und sofort vernahm man das Kluchzen und seltsame Geschrei der gefiederten Bewohner, die auf diese Weise aus ihrem ersten Schlaf aufgeschreckt wurden.

Trotz dieses so rührenden, man möchte fast sagen geheiligten Beweggrundes, welcher die Herzogin von Simeuse zu ihrem Besuche des Rothen Hauses veranlaßt, empfand sie doch lebhafte Unruhe. Ein nervöses Zittern schüttelte ihre Glieder — sie fürchtete sich — es kam ihr vor, als wäre dieses unheimliche Haus ein Eigenthum des Satans und diese hundertjährige Greisin mit dem fahlen Gesicht der Dämon selbst.

Dennoch aber gewannen ihre Seelenstärke und ihre mütterliche Zärtlichkeit die Oberhand über ihre Furcht und gaben ihr den Muth, diesen fluchbeladenen Räumen nicht zu entfliehen. Sie wollte wissen — sie wollte ihre furchtbare Prüfung durchmachen bis ans Ende.

Perine kam zurück. Die rechte Hand war mit Hirsekörnern gefüllt und in der linken hielt sie bei den Flügeln eine kleine schwarze Henne von wildem Aussehen, welche sich mit zornigem Geschrei sträubte und wehrte.

Perine vertheilte die Hirsekörner in ziemlich gleicher Weise auf die mit Kreide gezeichneten einundzwanzig Abtheilungen, dann ließ sie die schwarze Henne los, indem sie Sorge trug, sie mitten auf den Tisch und folglich in die Mitte der kabbalistischen Figur zu stellen.

Die Henne schlug, als sie sich selbst überlassen war, dreimal mit den Flügeln und ließ ein gellendes wiederholtes Glucken hören, um ihre Befreiung zu feiern. Dann begann sie, durch den reichlich um sie herumgestreuten Samen angelockt, eifrig zu picken und hackte mit dem

Schnabel rasch bald rechts bald links, so daß die Hirsekörner in allen Abtheilungen des langen Vierecks herumhüpften.

Perine machte mit einem Bleistift und einem Papier in der Hand Notizen und murmelte unverständliche Worte.

Dies dauerte einige Minuten. Nach Verlauf dieser Zeit ward die schwarze Henne, nachdem sie sich ohne Zweifel satt gefressen, plötzlich unbeweglich und steckte den Kopf unter den Flügel, wie um einzuschlafen.

»Nun?« fragte die Herzogin von Simeuse.

»Ruhe,« rief Perine in gebieterischem Tone; »der Geist hat noch nicht gesprochen.«

Beinahe in demselben Augenblicke aber setzte sie hinzu:

»Da kommt er — da kommt er!«

In der That richtete seltsamerweise, so daß die unklaren Befürchtungen der Herzogin wieder erwachten, die Henne den Kopf empor. Dann begann sie langsam und mit sichtbarem Zögern hin und herzulaufen, ihr Kamm sträubte sich, ein krampfhaftes Zittern bewegte die Flügel und ein seltsames Kluchzen, welches einem Röcheln glich, entrang sich ihrer Kehle.

»Mein Gott,« fragte die vornehme Dame, die einzige sichtbare Zeugin dieses unerklärlichen Auftritts, »mein Gott, was fehlt diesem unglücklichen Geschöpf?«

»Der Geist ist gekommen,« antwortete Perine kurz; »es stirbt.«

Diese Worte erhielten auch sofortige Bestätigung.

Ein letztes schwaches Zittern bewegte die Flügel

des armen Thieres. Es sank von einer letzten Zuckung geschüttelt nieder — seine Beine wurden steif — es war todt.

Die durch diesen furchtbaren Anblick erschreckte Herzogin stieß einen lauten Schrei aus und hielt sich die Hände vor die Augen.

Diese Geberde des Schreckens hatte Perine erwartet und sie benutzte dieselbe, um den todten Körper der schwarzen Henne in eine Lage zu bringen, welche dem kecken Plan, den sie entworfen, förderlich war.

Brauchen wir unseren Lesern wohl den Zweck der ihnen von uns vorgeführten Gaukelei erst zu erklären? Sicherlich haben sie schon begriffen, daß die Herrin des Rothen Hauses nichts dem Zufall überließ, sondern ganz sicher ging. Die im Voraus für dergleichen Experimente zubereiteten Hirsekörner enthielten ein heftiges vegetabilisches Gift.

»Ha, das ist entsetzlich!« stammelte die Herzogin von Simeuse.

»Ihr Herz muß sehr schwach sein, wenn es durch eine solche Kleinigkeit erschüttert wird,« entgegnete Perine mit verstellter Exaltation. »Scheint Ihnen das Resultat, welches Sie zu suchen hierhergekommen sind, zu theuer erkauft durch das Leben eines elenden Geschöpfes, welches nicht einmal jenen Instinct besaß, mit welchem die Natur so viele andere Thiere ausgestattet hat? Der Geist ist gekommen — der Geist hat gesprochen — was verlangen Sie mehr?«

»Ich verstehe Sie nicht — ich habe nichts gehört — nichts als jenes unheimliche Todesröcheln.«

»Erheben Sie sich und schauen Sie her.«

Die Herzogin überwand muthig ihren Widerwillen und gehorchte der Stimme der Herrin des Rothen Hauses. Sie neigte sich über den Tisch und zwang ihre Augen sich auf einen Anblick zu heften, der ihr Entsetzen einflößte.

»Schauen Sie her,« wiederholte die Goule. »Die schwarze Henne ist todt — sie ist gestorben binnen einer Secunde und wie vom Blitze getroffen. Dies bedeutet, daß die Gefahr, welche Ihrer Tochter droht, ein gewaltsamer, ein plötzlicher Tod ist.«

»Dieselben Worte wie vor zwanzig Jahren!« murmelte die Herzogin mit wankender Stimme.

Perine fuhr fort:

»Sehen Sie den Kopf der schwarzen Henne. Er ruht auf der einundzwanzigsten Abtheilung des Zauberquadrats — folglich ist es das einundzwanzigste Jahr, in welchem der Blitz herniederfahren wird. Sehen Sie den halbgeöffneten Schnabel; er ruht auf der ersten der zwölf Abtheilungen, welche die zwölf Monate des Jahres vorstellen — folglich ist es der erste Monat, der, welcher heute beginnt, in welchem die Katastrophe sich ereignen wird. Der von mir gerufene Geist hat sich gelehrig und gefällig gezeigt. Sie wollten wissen — nun wissen Sie.«

Die drohende Nähe der Gefahr hatte die Energie und Entschlossenheit der Herzogin plötzlich verhundertfacht.

Mit Festigkeit antwortete sie daher:

»Was Sie gethan haben, ist unermeßlich, aber dennoch müssen Sie noch mehr thun. Ich weiß schon viel, aber es ist nicht genug.«

»Sprechen Sie und ich werde den Geist nochmals befragen.«

»Sie begreifen, daß ich die ungeheure Gefahr, welche meiner Tochter droht, um den Preis meines Lebens von ihr entfernen möchte. Ich würde meine Seele für sie hingeben. Gibt es ein Mittel, mein Kind zu retten? — Worin es auch bestehen möge, so bin ich bereit, es in Anwendung zu bringen.«

»Ich bedarf einiger Augenblicke Ruhe,« entgegnete Perine. »Ich bin sehr alt und meine Sinne verdunkeln und verwirren sich leicht. Ich werde aber sogleich versuchen sie zu befriedigen.«

»Ich werde warten,« murmelte die Herzogin, indem sie sich auf den Rand des viereckigen Tisches stützte und das Gesicht in den Händen barg.

Begeben wir uns jetzt auf eine Minute zu dem Baron von Kerjean in das schmale dunkle Cabinet, dessen Thür wir sich hinter ihm in dem Augenblick haben schließen sehen, wo die Herzogin von Simeuse in das Rothe Haus eintrat.

Der Baron erwartete, sich hier in tiefer Dunkelheit zu befinden, und gewahrte daher mit einiger Ueberraschung zwei bleiche Strahlen oder Lichtstreifen, durch welche das Dunkel unterbrochen ward.

Diese Strahlen, beinahe gleich denen, welche zu einem schmalen Luftloch herein auf den Boden eines unterirdischen Kerkers fallen, rührten von zwei Oeffnungen her, die, kaum so groß wie von einer Flintenkugel, in Mannshöhe in dem Wandgetäfel angebracht waren und das, was in dem großen Zimmer vorging, nicht blos zu sehen, sondern auch zu hören gestatteten.

Herr von Kerjean legte die Augen an die gefälligen Oeffnungen und wohnte auf diese Weise dem ganzen Auf-

tritt bei, den wir soeben erzählt — einem Auftritt, der für ihn von unermeßlichem Interesse war, denn gleich bei den ersten zwischen der Besucherin und der Goule gewechselten Worten hatte er seinerseits die Herzogin ebenfalls erkannt.

Nachdem wir dies bemerkt, kehren wir zu Perinen zurück.

Nachdem die Herrin des Rothen Hauses sich überzeugt, daß die Herzogin, sich ganz ihren inneren Gedanken hingebend, ihr nicht mit dem Blicke folgte, näherte sie sich langsam dem Wandgetäfel, hinter welchem sich Kerjean befand.

Sie legte den Mund an eine der Oeffnungen und sagte in sehr leisem, für den Gast des geheimen Cabinets aber vollkommen verständlichem Tone:

»Halte Dich bereit, mich zu unterstützen. — Der Zufall ist für uns und dein Glück ist gemacht.«

Kaum hatte sie dies gesagt, so schlugen matt wie ein Hauch die Worte an ihr Ohr:

»Ich habe verstanden.«

Des Gelingens des kühnsten und geschicktesten aller Projecte von nun an gewiß, kehrte Perine an den viereckigen Tisch zurück und nahm wieder ihren Platz in dem großen Sessel ein.

»Wie,« fragte die Herzogin, »ist eine so kurze Ruhe für Sie schon genügend?«

»Ich bin wieder bereit,« antwortete die Wahrsagerin, »und diesmal werde ich das Orakel auf eine andere Weise befragen.«

Sie breitete auf der rothen Decke ein Spiel Karten von sehr großen Dimensionen aus. Sie legte die Karten nach den Regeln und begann lange und geheimnißvolle

Operationen, welchen die Herzogin, ohne sie zu verstehen, durch die Augenlöcher ihrer Maske hindurch zusah und deren ausführliche Beschreibung für unsere Leser ermüdend und ohne Interesse sein würde. Uebrigens wissen wir, daß Perine in diesem Augenblick eine geschickte Komödie spielte und daß ihre Antwort auf die Fragen der Herzogin von der, welche die Karten ihr gaben, vollständig unabhängig sein mußte.

»So ist's gut,« sagte sie plötzlich nach langem Schweigen.

Die Herzogin fing an zu zittern und hatte nicht die Kraft, eine Frage zu murmeln.

Perine hob wieder an:

»Ueberlassen Sie sich nicht auf diese Weise den thörichten Befürchtungen, von welchen Sie gequält werden, Madame. Ich bringe Ihnen Hoffnung.«

Ein Seufzer der Freude entrang sich den Lippen der Herzogin und sie hob die gefalteten Hände mit feierlicher Bewegung gen Himmel, um Gott zu danken. — Die edle Frau dachte in ihrer Dankbarkeit nicht mehr daran, daß der Ort, an welchem sie sich befand, ein fluchbeladener war.

»Die Gefahr ist groß — sie ist schrecklich,« fuhr die Goule fort, »dennoch aber halte ich es noch für möglich, sie vom Haupte Ihres Kindes zu entfernen.«

»O,« rief die arme Mutter, »sagen Sie mir, sagen Sie mir, Madame, was ich thun soll.«

»Sie können nichts thun.«

»Ach,« stammelte die Herzogin, »wenn ich, die Mutter meines Kindes, es nicht kann, wer soll es dann können?«

»Ein Mann.«

»Und wer ist dieser Mann? Wie heißt er? Nennen Sie mir seinen Namen.«

»Diesen Namen weiß ich nicht.«

Die Herzogin machte eine Geberde der Ueberraschung und Entmuthigung.

»Wenigstens,« hob sie wieder an, »schildern Sie mir ihn, der meine Tochter retten soll.«

»Wie soll ich Ihnen denselben schildern? Ich kenne ihn ja nicht.«

»Aber dann,« rief die Herzogin mit einer Aufwallung von Schmerz, »dann war also die Hoffnung, die Sie mir so eben gaben, weiter nichts als Lüge und grausamer Spott, denn wenn dieser Mann auch wirklich existirt und ich ihm begegne, woran soll ich ihn erkennen?«

»Dieser Mann existirt, Madame. Es ist mir nicht möglich, Ihnen seinen Namen zu sagen, oder Ihnen sein Porträt zu malen, wohl aber ist es mir möglich, ihn Ihren Augen selbst vorzuführen.«

»Ihn meinen Augen vorzuführen?« wiederholte die Herzogin, indem sie sich fragte, ob sie das Spielwerk eines Traumes sei.

»Ja, Madame,« antwortete Perine, »und ich werde es thun, wenn Sie mir Befehl dazu geben.«

»Und wann werden Sie es thun?«

»Augenblicklich.«

»Und wo?«

»In diesem Hause — in dem Zimmer, wo wir sind.«

»Ich glaube Ihnen nicht — ich kann Ihnen nicht glauben. Dieser Mann ist nicht hier — er kann nicht hier sein.«

»Auch werde ich Ihnen denselben nicht selbst zeigen, sondern vielmehr seinen Geist, sein Ebenbild — einen flüchtigen Dunst, der seine Form und seine Züge annehmen wird «

Die Herzogin schauderte.

»Es handelt sich also um eine Beschwörung?« fragte sie.

»Ja, Madame.«

»Um ein Werk des Teufels!« rief die Herzogin mit Entsetzen.

Perine gab keine Antwort.

Es vergingen einige Secunden, dann rief die Herzogin im Tone verzweifelter Entschlossenheit:

»Habe ich wohl das Recht, zu zögern? — Nein, nein — es ist für meine Tochter! Wenn ich mich ins Verderben stürzen muß, um Jane zu retten, so möge Jane gerettet werden und ich ins Verderben stürzen. Beschwören Sie das Gespenst — beschwören Sie den Dämon, ich bin Mutter, ich fürchte nichts —«

Und die Herzogin sank unter der Wucht ihrer zermalmenden Gemüthsbewegungen wieder auf den Stuhl nieder, von welchem sie sich erhoben.

Die Herrin des Rothen Hauses holte sofort aus dem Laboratorium ein großes eisernes Becken mit Kohlen gefüllt, eine kupferne Büchse und ein Stäbchen von Ebenholz. Sie zündete die Kohlen an und setzte das Becken zwischen den viereckigen Tisch und die Thür des geheimen Cabinets.

Dann zeichnete sie mit dem Stäbchen von Ebenholz einen weiten Kreis auf dem Fußboden zwischen dem viereckigen Tische und dem Becken mit den glühenden Kohlen.

»Stellen Sie sich in die Mitte dieses Kreises, Ma-

dame,“ sagte sie zu der Herzogin, »und vergessen Sie nicht, daß Sie, sobald die Beschwörung einmal begonnen hat, denselben bei Gefahr Ihres Lebens nicht verlassen dürfen. Vergessen Sie auch nicht, daß es nicht erlaubt ist, die Erscheinung anzureden, ohne sich derselben unvermeidlichen und tödtlichen Gefahr auszusetzen.«

»Ich werde nichts vergessen,« murmelte die Herzogin von Simeuse, indem sie sich den Vorschriften der Goule fügte und in der Mitte des Zauberkreises Platz nahm.

Eine bläuliche Flamme hüpfte über den brennenden Kohlen, aus welchen wimmelnde Funken sprühten.

Perine hob hierauf den Deckel der kupfernen Büchse, und nahm aus derselben eine Handvoll weißes Pulver, welches sie auf die glühenden Kohlen warf. Sofort erhoben sich wirbelnde dichte Rauchwolken, deren Geruch angenehm war wie der Duft des Weihrauchs.

Die Herrin des Rothen Hauses verschwand in diesem dunklen Dampfe, welcher für den Blick undurchdringlich war, und die Herzogin hörte blos ihre Stimme, welche sagte:

»Ich werde jetzt die Beschwörungsformel aussprechen. Wenn die Wolke, welche Sie umhüllt, sich zerstreuen wird so werden Sie vor sich das Bild des Mannes sehen, welcher Ihre Tochter retten soll. Fassen Sie diesen Mann scharf ins Auge, aber schnell, denn die Erscheinung wird nur eine Secunde dauern.«

Indem Perine dies sagte, drückte sie mit dem Finger auf die Feder der geheimen Thür, dann näherte sie sich dem viereckigen Tische und hielt sich bereit, den Prall-

spiegel bei dem begonnenen Gaukelwerk eine Hauptrolle spielen zu lassen.

Allmälig ward der Rauch blässer — die Wolke ward durchsichtig. Es dauerte nicht lange, so sah die Herzogin wie durch einen Flor hindurch die zierliche, anmuthige und kecke Gestalt eines Mannes, der unbeweglich dastand.

Genau in diesem Augenblicke lenkte die Goule den vollen Schein der Lampe auf das bleiche, stolze Gesicht dieses Mannes, so daß er wie in einer seltsamen Glorie dastand und einen wahrhaft phantastischen Anblick darbot.

»Der Baron von Kerjean!« murmelte die Herzogin in dumpfem Tone. »Er ist es, ja, er ist es!«

Schon aber hatte Perine wieder eine Handvoll weißes Pulver auf die glühenden Kohlen geworfen und ein dichter Dunst hüllte die Erscheinung und die Zuschauer abermals in seinen undurchdringlichen Schleier.

Als dieser Schleier sich verzog, war der Baron verschwunden und die geheime Thür hatte sich wieder geschlossen.

»Wissen Sie nun genug, Madame?« fragte Perine die Herzogin, welche unter ihrer Maske aschenfahl geworden war.

Die Herzogin antwortete nicht, sondern drückte der Goule blos eine schwere mit Gold gefüllte Börse in die Hand.

»Sie sind sehr freigebig,« hob die Goule wieder an, »und wenn man Ihnen große Dienste leistet, so bezahlen Sie dieselben wenigstens gut. Haben Sie weiter keine Frage an mich zu richten?«

Die Herzogin schüttelte verneinend den Kopf.

Perine setzte eine kleine silberne Pfeife an den Mund und entlockte ihr einen gellenden Ton.

Sofort erschien Jupiter.

»Folgen Sie diesem Manne, Madame,« fuhr die Goule fort. »Er wird Sie führen.«

Die Herzogin verließ, von dem Neger geleitet, das große Zimmer des Rothen Hauses. Sie wankte und vermochte nur mit Mühe sich aufrecht zu halten.

Sobald als die schwarze Thür sich wieder hinter ihr geschlossen hatte, entledigte Perine sich ihrer Wachsmaske und berührte die Feder des geheimen Cabinets.

»Hast Du Alles gehört, Alles verstanden?« fragte sie Kerjean.

»Ich habe Alles gehört — ich habe Alles verstanden,« entgegnete der Baron. »Du bist ein geniales Weib. Dank Dir habe ich nun mehr als die Möglichkeit, ja noch mehr als die Wahrscheinlichkeit, ich habe die Gewißheit, daß mein Plan gelinge. Du verlangtest von mir nur eine Aussicht, sagtest Du, jetzt habe ich deren tausend.«

»Ich habe meine Rolle gut gespielt, nicht wahr? Nun sage Du deinerseits, Baron von Kerjean, mir die Zukunft voraus.«

»Erstens wirst Du mir die tausend Louisd'or leihen, deren ich bedarf.«

»In fünf Minuten werde ich sie in deine Hände legen.«

»In drei Tagen bin ich mit Jane von Simeuse verlobt.«

»Das glaube ich auch.«

»In drei Monaten bin ich mit ihr vermält. Am

Tage der Hochzeit wird mir eine Million ausgezahlt werden und zweihunderttausend Livres werden in deine Casse fallen.«

»Diese Prophezeiung lasse ich gelten.«

»Ehe ein Jahr vergeht, bin ich der reichste und mächtigste Mann in Paris — der König der Nacht!«

»Du hast ganz gewiß einen günstigen Stern am Himmel. Mein lieber Baron, ich bitte Dich, mit mir zu soupiren.«

»Ich nehme deine Einladung an, schöne Freundin.«

Neuntes Capitel.

Carmen und Morales.

Perine und Kerjean hatten in einem kleinen hell erleuchteten, gutgeheizten, mit dunkelrothen Tapeten ausgeschlagenen Nebenzimmer des Salons einander gegenüber am Tische Platz genommen.

Schon füllte der Cyperwein — dieser Madeira des achtzehnten Jahrhunderts — ihre Gläser und der Baron schickte sich eben an, ein langes Messer einer thurmförmigen Wildpretpastete in die Flanken zu stoßen, als zum dritten Male seit dem Beginne des Abends der Thürklopfer des Rothen Hauses erdröhnte.

»Ha! bei allen Teufeln!« rief Luc, indem er das Messer, mit dem er die vergoldete Rinde des saftigen Bauwerks durchbrechen wollte, wieder auf den Tisch legte, »das sind sehr alberne Leute! Ich hoffe, meine schöne Freundin, daß Du diese unzeitigen Besucher an der Thür

frieren lassen oder ihnen wenigstens sagen lassen wirst, daß die Herrin des Hauses Abhaltung hat und sie zu dieser allzunächtlichen Stunde nicht empfangen kann.«

»Mein lieber Baron,« antwortete Perine, »wenn ich vor einer Stunde deinen Rath befolgt hätte, so hätte ich die Herzogin von Simeuse auch nicht empfangen, was für uns, wie Du jetzt zugeben wirst, ein großes Unglück gewesen wäre. Der Zufall beschützt uns heute auf sichtbare Weise. Entmuthigen wir nicht durch unsere Saumseligkeit den guten Willen, welchen die blinde Gottheit gegen uns an den Tag legt. Wer weiß, ob es nicht wieder ein glücklicher Zufall ist, der uns da in den Weg kommt.«

»Ich glaube es nicht und die Sache ist durchaus nicht wahrscheinlich,« antwortete Kerjean. »Indessen, Du bist Herrin — handle daher wie es Dir beliebt. Nur trage, wenn es vielleicht einer Wahrsagerei gilt, Sorge, daß die Sitzung kurz sei.«

»Ich werde mich bemühen, Dich nicht lange schmachten zu lassen,« murmelte die Goule, indem sie in den Salon zurückkehrte, nachdem sie Jupiter ein gebieterisches Zeichen gegeben, welchem dieser sich beeilte zu gehorchen.

Kaum war Perine mit ihrer Verwandlung in die hundertjährige Greisin fertig, als der Neger zwei Personen von seltsamem Aeußeren einführte — einen Mann, der ein wenig über vierzig Jahre alt zu sein schien, und eine junge Dame, deren Gesicht zur oberen Hälfte durch eine Halbmaske, gleich der der Herzogin, aber ohne Bart, verdeckt ward.

Der Mann bot den vollendeten Typus einer ans Unwahrscheinliche grenzenden Magerkeit. Eine dünne,

krumme Nase wie ein Geierschnabel und graue Augen mit einem verschmitzten, habgierigen Blick nahmen zwei Drittheile eines von der Sonne heißer Länder gebräunten Gesichts ein, welches nach dem Muster jener grotesken Spielsachen zugeschnitten zu sein schien, welche man in Nürnberg fabricirt.

Dieser Mann trug Kleider, die in erbärmlichem Zustande waren, aber dennoch noch einige Spuren von früherem Glanze aufwiesen. Der Stoff dazu war schön, die Stickereien waren fein gewesen. Dieser ganze Tand hauchte noch einen unbestimmten Moschus- und Ambrageruch, welche Odeurs damals hauptsächlich Mode waren.

Ein alter Degen mit verrostetem stählernem Griffe hing an einem engen Gürtel, der aber doch noch zu weit war, so schlank oder vielmehr hager war unser Mann.

Außer dem Degen hing an diesem Gürtel noch eine jener kleinen Mandolinen, wie man sie auf einer Menge von Gemälden aus dem achtzehnten Jahrhunderte sieht.

Das Costüm seiner Begleiterin war eben so abgetragen als das, welches wir so eben geschildert.

Es bestand in einem Mieder von grünem Sammt, welches mit früher vergoldeten, jetzt schwarz gewordenen Tressen besetzt war. Ein Rock von verschossener Seide, mit ebenfalls schwarz gewordenen Flimmerchen besetzt, fiel auf rothe, an vielen Stellen ausgebesserte Strümpfe herab. Nur die Schuhe von braunrothem Leder, mit einer kleinen stählernen Schnalle auf der Spanne, waren, wenn auch nicht ganz neu, wenigstens ganz leidlich erhalten.

Aber schnell vergaß man dieses klägliche Zigeunerin-

nencostüm, wenn man das wundervolle Wesen betrachtete, von welchem es getragen ward.

Das alte Mieder bedeckte einen wunderbar geschmeidigen und doch üppigen Wuchs; die rothen gestopften Strümpfe zeichneten die Umrisse unvergleichlich geformter Beine, die Füße und die Hände erweckten Bewunderung durch ihre patrizische Kleinheit und durch die Feinheit ihrer Gelenke. Die vierfachen Flechten des schwarzen glänzenden Haares krönten eine Stirn, deren oberer Theil die matte vergoldete Weiße der Creolenstirnen hatte.

Den übrigen Theil verbarg die Maske, aber durch ihre doppelte Oeffnung hindurch sah man Augensterne von Diamant und Sammet strahlen und die Lippen, welche halb geöffnet glänzend weiße Zähne durchblicken ließen, konnten an purpurner Frische mit der Blüthe des Granatbaumes wetteifern.

Wir müssen hinzufügen, daß jede der Bewegungen der verführerischen Zigeunerin eine neue Grazie offenbarte und der Vollkommenheit des Gesammteindruckes einen Reiz mehr hinzuzufügen schien.

Die beiden Eintretenden blieben in der Nähe der Thür stehen, welche sich hinter ihnen schloß, und wechselten einige Secunden lang rasche Worte mit leiser Stimme.

»Nur ein einziges Mal in deinem Leben, meine Schwester Carmen,« sagte der magere Mann, »höre auf einen guten Rath und folge ihm. Jetzt ist noch Zeit — drehen wir uns um und verlassen wir dieses Haus so schnell als möglich wieder.«

»Glaubst Du denn, mein armer Morales,« antwortete

die junge Dame, »daß ich hierher gekommen sei, um zurückzubeben?«

»Bedenke, daß wir im Begriffe stehen, unsern letzten Thaler in diesem verwünschten Hause zu lassen.«

»Was geht das Dich an?«

»Wie, Caramba! — was es mich angeht? Ich habe großen Appetit, liebe Schwester, und es kommt mir nichts schrecklicher vor, als mich an einem Fastnachtsdinstage ohne Abendbrot schlafen legen zu müssen.«

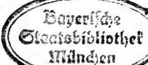
Carmen zuckte die Achseln. Sie wollte ohne Zweifel antworten, Perine aber unterbrach das zwischen dem Bruder und der Schwester begonnene Gespräch.

»Was wollt Ihr von mir?« fragte sie mit jener meckernden Stimme — einer echten alten Weiberstimme, welche sie mit ihrer Maske zugleich annahm und ablegte. Carmen trat entschlossen in den leuchtenden Halbkreis, welchen die immer noch mit ihrem Prallspiegel versehene Lampe warf.

Morales folgte ihr, trug aber mit seiner gewohnten Klugheit Sorge, im Schatten zu bleiben.

»Was wollt Ihr von mir?« fragte Perine nochmals.

»Was ich von Ihnen will?« antwortete die junge Frau, »mir scheint, dies wäre leicht zu errathen. Sie nennen sich die Goule, nicht wahr? Sie machen einen Erwerb daraus, den Leuten, welche Sie deswegen zu Rathe ziehen, die Geheimnisse der Zukunft zu offenbaren, mit einem Worte, Sie sind eine Kartenschlägerin, eine Wahrsagerin. — Wohlan, ich komme zu Ihnen, um mein Schicksal zu erfahren.«



»Aber Sie sind arm,« murmelte die Herrin des Rothen Hauses.

»Das ist allerdings kein Geheimniß. Das Costüm, welches ich trage, verkündet meine Armuth laut genug.«

»Ich stelle meine Wissenschaft blos denen zur Verfügung, welche sie bezahlen. Können Sie das?«

»Allerdings,« entgegnete die Zigeunerin, indem sie einen Thaler — leider den einzigen, von welchem ihr Bruder vorhin gesprochen — aus der Tasche zog und auf den Tisch legte.

Morales konnte nicht umhin, einen tiefen Seufzer auszustoßen.

»Ach, meine Abendmahlzeit!« stammelte er; »wie fliegst Du fort! — Leb wohl, Du halber Schinken, den ich geträumt — leb wohl, Du dickbäuchige Flasche — leb wohl, Du dampfende Wurst — leb wohl — leb wohl Alles, was ich liebe!«

Mittlerweile berührte die Goule das von Carmen dargebotene Stück Geld mit verächtlichem Finger und fragte zugleich in ironischem Tone:

»Was ist das?«

»Es ist ein Sechslivresthaler — das sehen Sie wohl — und ich stehe Ihnen dafür, daß es ein guter ist.«

»Ich lasse mich für meine Offenbarungen nur mit Gold bezahlen.«

»Gold kann ich Ihnen unglücklicher Weise nicht bieten. Dieser Thaler hier ist alles, was ich besitze.«

»Nun dann stecken Sie ihn nur wieder ein und gehen Sie,« entgegnete die Goule.

Morales rieb sich die Hände und sagte bei sich selbst:

»Der halbe Schinken scheint wieder auf die Oberfläche zu kommen, Caramba! Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Diese Hexe ist eine wackere Frau!«

»Madame,« fuhr Carmen fort, ohne sich durch die schroffe Antwort Perinens entmuthigen zu lassen, »man versichert, Sie seien reich und dies muß auch der Fall sein, denn die Personen, welche an Ihre Wissenschaft glauben, kommen von allen Orten und Enden zu Ihnen und jeder beeilt sich, bei Ihnen, ohne jemals zu feilschen, das kostbarste aller Güter, die Hoffnung, zu kaufen. Nehmen Sie heute auch einmal das Scherflein des Armen — üben Sie eine gute That.«

»Das ist nicht mein Handwerk. Nehmen Sie dieses Geld zurück und entfernen Sie sich.«

»Ich schwöre Ihnen,« fuhr die junge Frau fort, »ich schwöre Ihnen, daß auch ich und zwar mehr als jemals der Hoffnung bedarf Ich muß wenigstens wissen, was mir die Zukunft vorbehält, um wieder Muth zu fassen und die besseren Tage abzuwarten, oder um von Ermüdung erschöpft in jenen tiefen Schlaf zu sinken, welchen man den Tod nennt.«

»Was frage ich nach Ihrem Muth oder Ihrer Ermüdung? Suchen Sie anderwärts Jemanden, der Sie anhört und Ihnen antwortet. Ich bin nicht die Person, die Ihnen sagen wird, was Sie wissen wollen.«

»Madame, noch einmal —«

»Genug! genug!« rief Perine. »Gehen Sie Ihres Weges — ich werde anderwärts erwartet.«

»Madame, ich bitte Sie — ich beschwöre Sie auf den Knien!«

»Haben Sie denn die Absicht, mit Gewalt in meiner Wohnung bleiben und mich wider meinen Willen zum Sprechen bringen zu wollen?« unterbrach sie die Goule. »Ich befehle Ihnen, sich zu entfernen, und wenn Sie mir nicht gehorchen, so wird man Sie zu zwingen wissen.«

Schon schickte Morales sich an, den Rückzug anzutreten — mit dem Bart auf der Schulter, wie man früher sagte, was hier bedeutet, daß, während seine langen Beine die Richtung nach der Thür nahmen, seine Augen nicht von dem kostbaren Thaler wichen, welchen er von ganzem Herzen seine Schwester wieder in die Tasche stecken zu sehen hoffte.

Carmen aber that, anstatt zurückzuweichen wie ihr Bruder, vielmehr zwei Schritte vorwärts. Sie stellte sich in den vollen Schein des Lichtes, riß ihre sammetne Halbmaske vom Gesicht und sagte zu Perinen mit einem stolzen Ausdruck von Bitterkeit und Zorn:

»Sehen Sie mich an, Madame — sehen Sie mich genau an, damit Sie mich einmal wiedererkennen! Sie haben mir unerbittlich jene vielleicht falsche und lügnerische Hoffnung verweigert, deren ich bedarf, um mit Muth zu warten Wohlan, ich werde auch ohne diese Hoffnung warten. Ich gehöre nicht zu den Menschen, welche sich vom Schicksal niederwerfen lassen und zermalmt und zahm am Fuße der Leiter stehen bleiben, ohne sich an die Sprossen zu klammern, um die Höhe dennoch zu erreichen. Ich gehöre zu denen, welche emporsteigen — dies habe ich schon bewiesen — ich werde es wieder beweisen. — Ich werde emporsteigen — und dann hüten Sie sich, Madame — denn ich schwöre Ihnen, ich werde mich rächen.«

Während Carmen so sprach, betrachtete Perine sie

mit tiefem Erstaunen, aber auch mit augenscheinlicher Bewunderung.

Man konnte sich nämlich nichts Herrlicheres und Schöneres denken als diese junge Frau in ihrer drohenden Gereiztheit. Der ebenholzschwarze Bogen ihrer Brauen krümmte sich im Zorn unter ihrer Stirne, welche sich die der griechischen Statuen zum Vorbild genommen zu haben schien; ihre großen schwarzen Augen mit den gleichzeitig sammetnen und schillernden Sternen schleuderten Blitze; ihre beweglichen Nüstern zitterten; die sich ein wenig öffnenden Lippen zeigten den funkelnden Schmelz ihrer Zähne und eine leichte Purpurwolke lieh der ambrafarbenen Blässe ihrer Wangen einen neuen Glanz.

»Ganz gewiß, dieses Weib ist kein gewöhnliches Geschöpf,« sagte die Goule bei sich selbst, indem sie Carmen betrachtete; »ihre Energie ist ihrer Schönheit würdig. Wer weiß, was die Zukunft ihr in der That vorbehalten hat. Auf alle Fälle ist es besser, sie zur Bundesgenossin als zur Feindin zu haben. Wer aber kann dieser lange Strolch mit dem Banditengesicht sein, der sie begleitet? Er bietet eine eigenthümliche Erscheinung dar und sein Gesicht ist das eines furchtsamen Kehlabschneiders!«

Mittlerweile hatte Carmen, nachdem sie ihr letztes Wort hervorgeschleudert, der Herrin des Rothen Hauses den Rücken gewendet. Sie lenkte ihre Schritte nach der Thür und wollte eben an Morales vorbeigehen, welcher mit zitternder Stimme und mit unbeschreiblicher Schnelligkeit leise zu ihr sagte:

»Den Sechslivresthaler, Unglückliche, Du vergissest

den Sechslivresthaler! Nimm doch den Sechslivresthaler wieder mit!«

Carmen aber hörte nicht auf ihn, sondern ging weiter.

»Warten Sie,« rief die Goule plötzlich.

Carmen stutzte und blieb stehen.

»Sie wird uns den Sechslivresthaler wiedergeben,« murmelte der Gitano. »Caramba, das ist ein Glück! Der heilige Jago von Compostella sei dafür gepriesen!«

»Wartet!« wiederholte die Goule.

»Was wollen Sie von mir?« fragte Carmen, indem sie sich umdrehte.

»Kommen Sie noch einmal her,« hob Perine wieder an; »ich glaube, wir werden uns verständigen.«

»Barmherzigkeit!« dachte Morales. »Wenn sie sich verständigen, dann ist keine Hoffnung mehr! — Die Hexe wird den Thaler behalten.«

Schon war Carmen wieder in den leuchtenden Ring hineingetreten.

»Ich sagte Ihnen, ich leistete meine Dienste Niemanden, der mich nicht mit Gold dafür bezahlen könnte,« fuhr die Goule fort, »und das ist auch wahr. Ich würde die Wissenschaft in meinen eigenen Augen erniedrigen, wenn ich ihre Schätze um einen elenden Preis hingäbe. Es liegt aber in Ihnen etwas, was mich interessirt. Was ich mich weigere, Ihnen für eine elende Summe zu verkaufen, bin ich daher zufrieden, Ihnen umsonst zu geben. Oder vielmehr, da Sie stolz zu sein scheinen und ich Sie fähig glaube, von mir nichts geschenkt haben zu wollen, so schlage ich Ihnen einen Tausch vor.«

»Worin soll dieser bestehen?« fragte Carmen.

»Das ein wenig seltsame Costüm, welches Sie tragen, und die Mandoline, welche am Gürtel Ihres Begleiters hängt, verrathen mir, daß Sie eine wandernde Musikantin sind.«

»Das ist allerdings wahr,« murmelte Carmen, indem eine noch weit glühendere Röthe als die des Zornes ihr Gesicht überzog. »Ich singe an öffentlichen Orten, um mein Brot zu verdienen.«

»Wohlan,« fuhr Perine fort, »ebenso wie ich mein Handwerk für Sie üben will, ebenso werden Sie das Ihrige für mich üben. Wenn ich Ihnen mitgetheilt haben werde, was ich in den Linien Ihrer Hand lese, so werden Sie mir dann ein Lied, eine Ballade Ihres Vaterlandes, oder was Sie sonst wollen, singen.«

»Es sei,« antwortete Carmen; »ich danke Ihnen und gehe auf Ihr Anerbieten ein.«

»Nun so nehmen Sie vor allen Dingen dieses Geld zurück.«

Da Carmen dieser Aufforderung nicht schnell genug nachkam, so schoß Morales aus dem Hintergrund des Zimmers, wo er in dem Halbschatten verborgen stand, herbei und stürzte sich mit zwei Sätzen auf den Sechslivresthaler, den er in seine mageren krummen Finger schloß wie mit den Krallen eines Raubvogels und dann im tiefsten Grunde seiner Tasche verschwinden ließ.

Nachdem er dies gethan, trat er sofort wieder den Rückzug an, indem er dabei eine nicht weniger wunderbare Schnelligkeit entwickelte, und begab sich somit auf seinen ersten Posten zurück.

»Wer ist dieser Mensch?« fragte Perine, indem sie unwillkürlich unter ihrer Wachsmaske lächelte.

»Es ist mein Bruder, Madame,« sagte Carmen mit einer gewissen Scham.

Gleich darauf aber setzte sie — ohne Zweifel um der Wahrsagerin eine bessere Meinung von Morales beizubringen — hinzu:

»Dieser Bruder ist mir blind ergeben und würde sein Leben für mich lassen. Er ist ein guter Musiker — er ist tapfer und versteht den Degen so gut zu führen wie der Chevalier von Saint-Georges in eigener Person.«

»Eine gute Klinge!« dachte die Goule; »die kann unter gewissen Umständen sehr nützlich sein — man darf nichts verachten.«

Dann fuhr sie laut fort:

»Jetzt geben Sie mir Ihre Hand.«

»Da ist sie,« antwortete Carmen.

Einige Minuten lang studirte Perine mit nachdenklichem Blick die unregelmäßigen Linien, welche auf der Fläche der kleinen, feingeformten, weißen Hand, die sie in den ihrigen hielt, ein Netz bildeten.

Plötzlich warf sie den Kopf empor, ließ Carmens Hand fallen und heftete auf das Gesicht derselben einen forschenden, mißtrauischen Blick.

»Was gibt's?« fragte die Zigeunerin.

»Weiter nichts, Madame,« entgegnete die Goule lebhaft, »als daß Sie und zwar nicht ohne Grund meine angebliche Wissenschaft verspotten würden, wenn ich Sie nicht errathen hätte.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie fragen mich?«

»Allerdings, denn ich versichere Ihnen, daß ich es nicht weiß.«

»Wohlan, Madame, wissen Sie, daß ich mich durch Ihre Verkleidung nicht täuschen lasse.«

»Durch meine Verkleidung!« wiederholte Carmen, »ich verstehe Sie nicht.«

»Ha, Sie wollten meinen Scharfsinn auf die Probe stellen,« fuhr die Herrin des Rothen Hauses fort, »und ich muß gestehen, daß Sie Ihre Rolle sehr geschickt gespielt haben. Dennoch sehen Sie, daß es Ihnen nicht gelungen ist. — Suchen Sie nicht es zu läugnen. Sie sind keine Zigeunerin — Sie sind eine vornehme Dame. Suchen Sie nicht es zu läugnen, sage ich nochmals. Was ich Ihnen sage, ist für mich eine so unwiderlegliche in die Augen fallende Gewißheit als das Licht der Sonne.«

Die Stirn der jungen Frau ward wie von einer Glorie der Triumphes verklärt, während die Goule so sprach; die Strahlen dieser Glorie erblichen und erloschen aber sofort wieder.

»Hören Sie mich an, Madame,« murmelte sie mit bewegter Stimme, »und glauben Sie mir. Ihre Wissenschaft ist unermeßlich, das sehe ich. Sie ist beinahe unfehlbar, das gebe ich zu, aber dennoch gibt es Geschicke, welche ein undurchdringliches Dunkel darbieten. Das meinige gehört zu dieser Zahl. Das, was Sie mir soeben sagten, ist weder Wahrheit noch Irrthum. Ihre Worte setzen mich nicht in Erstaunen und dennoch schwöre ich Ihnen — verstehen Sie mich wohl, Madame — ich schwöre Ihnen bei meinem Leben — ich bin in diesem Augenblick weiter nichts,

als was ich zu sein scheine — eine Gitana, eine Tänzerin und dieser elende Sechslivresthaler, den Sie soeben verschmähten, macht mein ganzes Vermögen aus.«

»Wenn dies wahr ist,« rief Perine, »dann sind Sie unter einem seltsamen Stern geboren und meine Augen sehen in diesem Augenblick, was sie noch niemals gesehen und wovon ich auch nie glaubte, daß sie es sehen würden.«

»Was lesen Sie denn in den Linien meiner Hand?« stammelte Carmen mit steigender Neugier. »Was sehen Sie denn darin, um in solches Erstaunen zu gerathen?«

»Eine unerhörte Zukunft — eine Zukunft unvergleichlichen Glanzes — eine unbegrenzte Macht — beinahe ein Königthum.«

»Glanz! Macht! Königthum!« wiederholte Carmen, indem sie sich, wie von Fieberwahnsinn ergriffen, mit den Händen über die Stirne fuhr. »Mir — mir — alles dies! Habe ich recht gehört? Habe ich richtig verstanden? Spielen Sie nicht vielleicht mit meiner Leichtgläubigkeit? Spotten Sie nicht meines Elends?«

»Ich schwöre Ihnen,« entgegnete Perine, »daß ich, indem ich Ihnen dieses blendende Geschick verkünde, mit vollkommener Aufrichtigkeit und Ueberzeugung spreche.«

»Mit Aufrichtigkeit und Ueberzeugung — das gebe ich zu — aber irren Sie sich nicht vielleicht?«

»Ich kann mich nicht irren, denn was ich Ihnen prophezeie, errathe ich nicht, sondern ich sehe es.«

»Wenn aber Ihre unbegreiflichen Ueberzeugungen in Erfüllung gehen sollen, wird dies bald geschehen?«

»Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand. Ich muß sie noch einmal studiren, ehe ich Ihnen antworte.«

Zwei oder drei Secunden genügten Perinen für diese neue Prüfung.

»Ja,« sagte sie sodann, »es wird bald geschehen.«

»Und durch welche Mittel werde ich diese großartigen Ergebnisse erreichen?«

»Dies ist etwas, was meine ganze Wissenschaft mir nicht offenbaren könnte.«

»Und dieser nahe Glanz — auf welche Weise wird er enden?«

»Diese Frage zu beantworten ist mir unmöglich.«

»Warum?«

»Weil Ihre Hand ein Phänomen darbietet, welches mir in meiner Erfahrung noch nicht vorgekommen — einer Erfahrung, die gleichwohl eine mehr als hundertjährige ist. — Schauen Sie selbst her. Die Lebenslinie hier mischt sich, anstatt sich in einer kräftigen Furche zu verlängern — wie dies bei den Existenzen geschieht, welche eine lange Dauer haben sollen — oder anstatt plötzlich unterbrochen zu werden — was einen raschen und unerwarteten Tod bedeuten würde — allmälig mit anderen Linien, aber auf so seltsame und verworrene Weise, daß ich nicht im Stande bin, sie deutlich zu verfolgen und zu sagen, wo sie endet.«

»Dann wird allem Anscheine nach mein Leben wohl ein kurzes sein?«

»Kurz, aber strahlend — dies glaube ich.«

»Wohlan, ich nehme den Orakelspruch an und zwar mit Freuden. Gleich einem glänzenden Meteor am düsteren Himmel zu leben und zu strahlen und wie ein solches zu erlöschen — ein solches Schicksal hat meinen Beifall. Mehr wünschte ich nicht und hätte nicht einmal so viel ge-

hofft. Ihre Prophezeiung erweckt in mir wieder das Fieber der Hoffnung. Dank, Madame, hundertmal Dank! — Ich werde erkenntlich sein — ich bitte Sie, nicht daran zu zweifeln. Und nun, wo ich weiß, was Sie mir mittheilen konnten, bleibt mir nichts übrig, als mich meiner Schuld gegen Sie zu entledigen. Ich bin bereit.«

Gleichzeitig winkte Carmen ihrem Bruder, welcher seine Mandoline vom Gürtel löste und näher trat.

»Nehmen Sie auf einen Augenblick die Maske wieder vor,« sagte die Goule; »ich will Ihren Gesang einem mir befreundeten Edelmann hören lassen, welcher mich hier in der Nähe erwartet und der durch Ihre schönen Augen vielleicht abgehalten werden würde, Sie mit der Aufmerksamkeit anzuhören, welche Ihre Stimme ohne Zweifel verdient.«

Carmen band ihre Sammetmaske wieder vor und folgte Perinen, welche mittlerweile die Thür des kleinen Speisezimmers geöffnet hatte, wo Luc von Kerjean einer allzulangen Einsamkeit schon müde zu werden begann.

Morales folgte seiner Schwester auf dem Fuße.

»Herr Baron,« sagte die Goule zu dem Edelmann, indem sie vermied, ihre gewöhnliche Vertraulichkeit gegen ihn blicken zu lassen, »erlauben Sie mir, eine junge schöne Dame vorzustellen, welcher, wie ich allen Grund habe zu glauben, die Zukunft wunderbare Abenteuer bringen wird. Sie ist vor der Hand und, bis ihr das Los etwas Besseres bietet, Sängerin und wird sich nicht weigern, uns eine Probe ihres Talents zu geben.«

Der Baron erhob sich und verneigte sich gegen Carmen mit vollkommener Höflichkeit.

»Dieser Herr ist der Bruder der jungen Dame,«

fuhr Perine fort, indem sie auf Morales zeigte. »Er ist ein sehr galanter und tapferer Mann und einer der besten Fechter in Paris.«

Kerjean machte eine halbe Verbeugung.

Morales dagegen krümmte sein langes, biegsames Rückgrat bis zur Erde und warf dabei zugleich einen lüsternen, begehrlichen Blick auf zwei Flaschen Cyperwein, welche in ihrem gewölbten Raume geschmolzene Topase zu beherbergen schienen.

Perine folgte neugierig der Richtung seines Blickes. Dann ergriff sie eine Flasche, füllte ein Glas und reichte es Morales, während der Baron seinerseits dasselbe für Carmen that.

Letztere benetzte ihre Lippen kaum mit dem duftenden Wein, Morales dagegen leerte sein Glas auf einen einzigen Zug und bemächtigte sich sodann auch dessen, welches seine Schwester beinahe unberührt auf den Tisch gesetzt hatte.

»Mademoiselle,« sagte hierauf Kerjean, »wenn es beliebt — wir sind bereit Sie zu hören, und ich für meine Person bin im voraus überzeugt, daß wir großes Vergnügen daran finden werden.«

Carmen verneigte sich leicht wie eine große Dame, welcher ein verdientes und erwartetes Compliment gemacht wird.

»Ich werde,« sagte sie hierauf, »wenn Sie damit einverstanden sind, das Lied der Gitana vortragen.«

Kerjean horchte und machte eine Geberde der Ueberraschung.

»Was ist Ihnen?« fragte Perine. »Warum diese Miene des Erstaunens?«

»Es ist mir,« antwortete er, »als kennte ich diese Stimme und als hätte ich Mademoiselle schon gehört.«

Carmen sah den Baron aufmerksam an.

»Das ist nicht sehr wahrscheinlich,« murmelte sie herauf. »Wir, mein Bruder und ich, sind soeben erst in Paris angelangt und ich habe die Gewißheit, daß ich diesem Herrn hier zum ersten Mal begegne.«

»Mademoiselle hat Recht,« hob der Edelmann wieder an, »aber dennoch habe ich nicht ganz Unrecht und ich besinne mich jetzt, welcher Stimme die ihrige auf ganz wunderbare Weise gleicht.« Dann neigte er sich zu der Goule und setzte leise hinzu:

»Sie gleicht der Stimme Jane's, der Tochter des Herzogs von Simeuse.«

Es trat augenblickliches Schweigen ein.

»Ich warte auf Dich, lieber Bruder,« sagte Carmen.

Morales kratzte die Saiten seiner Mandoline, so daß dadurch eine Art dumpfe und eintönige Begleitung entstand, und zu dieser Begleitung sang Carmen auf unwiderstehlich verführerische Weise die folgenden Verse, welche sie, wie wir wissen, das »Lied der Zigeunerin« nannte:

»Ich bin die Gitana Asiens; der Schatten einer hundertjährigen Ceder schirmte meine Wiege; meine Ahnen, ein auserlesener Stamm, fuhren über das große Meer, wie man über einen Bach fährt.

»Ich zählte zwölf Jahre, als ein Derwisch, gebeugter als ein Bambusrohr unter dem Fuße eines Elephan-

ten, zu mir sagte: Ich will Dich reich machen; komm' mit mir nach Smyrna, mein anmuthiges, liebliches Kind.

»Sein lockendes Versprechen bewog mich, mit meiner Armuth die Flucht zu ergreifen. Ich sah nun Athen, Zante, Malta, diese unermeßliche in den Ocean hineingeschlenderte Klippe.

»Jede Liebe fand mich widerspenstig. Ein Grieche schenkte mir für einen Kuß seine Dolche; ein Ungar, der mich schön fand, versprach mir hundert Häuser und hundert Leibeigene im Gebirge.

»Aber nein, unter einer fernen Zone, am Abhange eines alten Berges, weit hinten in Arragonien, an den Lippen eines schönen Capitäns bleibt mein Herz leider auf immer und ewig hängen.«

Carmen schwieg — das Lied der Zigeunerin war zu Ende. Luc und Perine applaudirten mit aufrichtiger Begeisterung, denn die gleichzeitig anmuthige und vibrirende Stimme der Gitana gehörte zu denen, welche unwiderstehlich gefangen nehmen und bis in das innerste Herz dringen, um die Bewegung daraus hervorsprudeln zu lassen.

»Herr Baron,« sagte hierauf die Goule, »wissen Sie, wen Sie soeben singen gehört haben?«

»Nun eine Sängerin von bewunderungswürdigem Talent, wie mir scheint,« entgegnete der Edelmann.

»Nein, Sie haben eine künftige Königin gehört.«

»Eine Opernkönigin wohl. Dies wundert mich durchaus nicht, denn Mademoiselle verdient sicherlich einen Platz auf der ersten Bühne der Welt.«

»Ach, wer spricht denn von einer Theaterkönigin! Eine

wirkliche Souveränität, eine absolute und schrankenlose Macht ist es, deren Vorzeichen ich in den Linien dieser schönen Hand entziffert habe.«

Kerjean verneigte sich, ohne zu antworten, und lächelte mit offenbarer Ungläubigkeit.

»Ah, Sie glauben, ich scherze — das sehe ich wohl,« fuhr Perine lebhaft fort; »aber vielleicht werden Sie nicht mehr zweifeln, wenn Sie das göttliche Antlitz sehen, welches diese Maske birgt.«

Indem die Herrin des Rothen Hauses diese Worte sprach, löste sie die Schnüre der Sammetmaske, welche die Gitana trug.

Kaum hatte der Baron seine Blicke auf das Antlitz der Gitana geworfen, als er einen dumpfen Schrei ausstieß und taumelte, wie ein Mensch, welcher im Begriff steht zu fallen.

Diese seltsame und plötzliche Unruhe ging aber blitzschnell vorüber. Der Baron faßte sich sofort wieder und murmelte, wiewohl mit unsicherem Tone:

»Ich muß gestehen, Mademoiselle, diese erhabene Schönheit, welche mich blendet wie ein unvorhergesehener Sonnenstrahl, hatte ich nicht erwartet. Ich trage kein Bedenken, zu erklären, daß fortan keine Zukunft, wie glänzend sie auch sei, mir für Sie unwahrscheinlich dünkt. Eine Stirn wie die Ihrige hat das Recht, eine Krone zu verlangen. Während wir erwarten, daß dieselbe sich darauf herabsenke, erlauben Sie mir, Ihnen meine Dienste anzubieten. Was kann ich für Sie thun?«

»Ich bedarf nichts, mein Herr,« antwortete Carmen stolz.

»Bei unserer lieben Frau von Atocha,« rief Morales, »was sagst Du da, liebe Schwester? Glauben Sie ihr nicht, Herr Baron; glauben Sie ihr nicht. Wir bedürfen Alles. Unser ganzes Vermögen besteht in einem Sechslivresthaler und noch heute Abend müssen wir denselben für unser Abendbrod ausgeben. Was sollen wir morgen beginnen? Ich weiß es nicht.«

Luc von Kerjean nahm fünfundzwanzig Goldstücke aus einer seiner Taschen, welche mit den einen Augenblick vorher von der Goule geliehenen tausend Louisd'or gefüllt waren.

»Mademoiselle,« sagte er hierauf, »ich bitte Sie, diese Kleinigkeit anzunehmen — als ein Darlehen, wohlverstanden. Sie werden mir es später wieder erstatten, wenn für Sie die Stunde jenes glänzenden Geschickes geschlagen hat, welches nicht mehr lange auf sich warten lassen kann.«

Carmen rührte keine Hand, Morales aber streckte seine Krallen aus, bemächtigte sich der fünfundzwanzig Goldstücke und sein olivenbraunes Gesicht verklärte sich wie eine Herbstlandschaft in den Strahlen der untergehenden Sonne.

»Dank, Dank für Ihre Güte, Herr Baron,« rief er. »Sie fällt auf keinen undankbaren Boden — dafür stehe ich Ihnen. Sie sind was ich einen vollkommenen Edelmann nenne und ich bin bereit, dies mit dem Degen in der Faust gegen Jeden zu behaupten, Caramba! Wenn Sie vielleicht zufällig einen Feind, oder auch deren zwei haben, Herr Baron, so bezeichnen Sie mir dieselben und Sie sollen sehen!«

Während der Gitano dies sagte, schlug er an seinen alten Degen und warf sich in die kriegerische Stellung eines echten Eisenfressers.

»Ich bin Ihnen für Ihr Anerbieten sehr dankbar, mein wackerer Freund,« entgegnete Herr von Kerjean, »und werde vielleicht auch bald Gelegenheit haben, davon Gebrauch zu machen. Sagen Sie mir daher, wo Sie wohnen, damit ich Sie dringendenfalls sogleich finden kann und nicht erst die Zeit mit vergeblichen Nachforschungen zu verlieren brauche.«

»Mein Herr Baron,« antwortete Morales, »unsere gegenwärtige Wohnung ist etwas bescheiden. Wir haben, glücklichere Tage erwartend, uns in einer kleinen Herberge einquartirt, welche in der Rue du Puits-qui-parle liegt und »zum Cameraden des heiligen Antonius« heißt. Das Haus ist sehr leicht zu finden. Außer dem Aushängeschild sieht man über der Thür ein schönes kleines Schwein, sehr gut in Holz geschnitzt und hellroth angestrichen, mit vergoldeten Pfoten. Der Herbergswirth ist zugleich Garkoch und hat seinen Verkaufsladen im Parterre. Es duftet darin von köstlichem Braten, von Wurst, von Gänsebraten, und ich versichere Ihnen, daß es für ehrliche Leute mit leerem Beutel sehr hart ist, diese herrlichen Düfte zu riechen und sich mit hungrigem Magen zu Bett legen zu müssen.«

»Unter welchem Namen sind Sie in dieser Herberge bekannt?« fragte Kerjean.

»Ich habe geglaubt, dem Wirthe meinen wirklichen Hidalgonamen nicht anvertrauen zu dürfen,« sagte der Spanier in würdevollem Tone. »Ich liebe weder die In-

discreten noch die Neugierigen. Man nennt uns daher dort ganz einfach die Bänkelsänger aus Estremadura.«

Der bretonische Edelmann zog aus der Tasche seines Rockes ein kleines Notizbuch und schrieb einige Zeilen hinein. Dann sagte er zu Carmen nochmals, daß er sich vollständig zu ihrer Verfügung stelle und daß, wenn sie seiner bedürfe, er sie ersuche, hier in diesem Hause nach ihm zu fragen, wo dann die Herrin desselben ihn sofort benachrichtigen lassen würde.

Morales befestigte seine Mandoline wieder an seinem Degengehänge, Carmen band ihre Maske wieder vor und dann verließen der Bruder und die Schwester das Rothe Haus — ersterer ganz aufgebläht vor Freude, letztere trunken von Hoffnung.

Morales dachte nur an die gegenwärtige Stunde.

Er fühlte seine Börse gut mit Goldstücken versehen — er schwelgte im Vorgeschmack einer reichlichen, mit gutem Weine benetzten Abendmahlzeit nach langen Tagen trockenen harten Brodes und klaren Wassers.

Die Gitana dagegen vergaß alles Andere, um mit geblendetem Auge die Luftspiegelungen der Zukunft zu betrachten.

Bald werden wir die beiden Abenteurer wieder aufsuchen.

Sobald Perine und Luc von Kerjean sich mit einander allein sahen, faßten sie sich gegenseitig scharf ins Auge und riefen beide gleichzeitig:

»Erklären wir uns nun.«

»Vor allen Dingen,« fragte der Baron, »welche Absicht hattest Du, als Du dieser Zigeunerin durch deine Pro-

phezeiungen thörichte Hoffnungen und unsinnige Träume in den Kopf setztest?«

»Ich habe,« entgegnete die Goule, »diesem wunderbaren Wesen blos das mitgetheilt, was mir die Linien der Hand offenbarten.«

»Wie! — Es war also die Wahrheit?«

»Ja, es ist wahr — Reichthum und Macht — die Zukunft verspricht ihr dies alles.«

»Aber Du selbst, Perine, glaubst ja nicht an die Orakel, welche Du aussprichst.«

»Das gebe ich zu, aber ich thue vielleicht sehr Unrecht daran, denn Du siehst, mein lieber Baron, daß meine Orakel in diesem Augenblick in Erfüllung zu gehen scheinen.«

Einige Minuten lang saß der Baron träumerisch und mit gesenkter Stirne da.

»Aber,« sagte die Goule, als er den Kopf wieder emporhob, »nun erkläre auch Du mir den Ausruf, der sich deinen Lippen entrang; erkläre mir die Unruhe, welche sich deiner in dem Augenblick bemächtigte, wo die Maske der Gitana fiel. Erschütterte diese strahlende Schönheit deinen Verstand und traf die Liebe dein Herz wie ein Donnerschlag?«

Der Baron schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte er, »das ist es nicht — meine Unruhe hatte eine andere Ursache.«

»Und worin bestand diese Ursache?«

»Es war folgende. Hast Du zuweilen an dem Stengel eines Strauches zwei Zwillingsblüthen betrachtet, welche neben einander wachsen und sich entfalten und die in Bezug auf Form, Farbe und Wohlgeruch einander so ähnlich

sind, daß kein menschliches Auge sie von einander unterscheiden kann und sie eigentlich nicht zwei Blüthen, sondern eine zweimal wiederholte einzige Blüthe sind?«

»Dies habe ich oft gesehen.«

»Wohlan, die herumziehende Sängerin und die Tochter des Herzogs von Simeuse sind die beiden Blüthen, von welchen ich spreche.«

»Ist es möglich!« murmelte Perine mit dem größten Erstaunen.

»Ja, es ist so sehr möglich, daß ich, als ich das Gesicht der Sängerin erblickte, Jane von Simeuse zu sehen glaubte. Schon vorher war es mir, wie Du Dich erinnern wirst, als ich ihre Stimme hörte, gerade so, als hörte ich Jane's Stimme. An diesen beiden Wesen ist Alles gleich — die Züge, der Wuchs, die Haltung, die Bewegungen. Das Gesicht hat denselben Ausdruck, die Lippen haben dasselbe Lächeln, die Augen denselben Stolz! Mit einem Worte, stelle die Tochter des Herzogs neben die Gitana und die Blicke einer Mutter werden unentschieden von einer zur andern schweifen — ja selbst das Herz einer Mutter wird zögern. Was sagst Du dazu, Perine?«

»Ich sage,« entgegnete die Goule nach kurzem Schweigen, »ich sage, daß der heutige Abend ein glücklicher Abend ist, ich sage, daß der Zufall sich mehr als je zu unserm Verbündeten macht, und daß wir weder dieses Mädchen noch ihren Bruder aus den Augen verlieren dürfen.«

Kerjean öffnete sein Notizbuch und las laut:

»Rue du Puits-qui-parle-Herberge »zum Camera-

den des heiligen Antonius« — die Bänkelsänger aus Estremadura.«

Dann setzte er hinzu:

»Ich errathe deinen Gedanken, meine schöne Freundin, und dieser Gedanke ist auch der meinige.«

Zehntes Capitel.

Der Möventhurm.

Fast immer erklärt die Vergangenheit die Gegenwart und bereitet die Zukunft.

Dieser unbestreitbar richtige Erfahrungssatz wird in dem weiteren Verlaufe unserer Geschichte abermalige Anwendung und glänzende Bestätigung finden.

Wir wollen jetzt eine rasche Excursion in die Vergangenheit zweier unserer Hauptpersonen machen — in die Perinens Engoulevent, der Kartenschlägerin, Wahrsagerin, Schwarzkünstlerin und Hexe, und in die des Barons von Kerjean, des herabgekommenen, entwürdigten Edelmannes, dessen ehrgeizige Pläne wir zum Theile schon kennen.

Dann, nachdem wir diesen unumgänglich nöthigen Rückblick gethan, werden wir in das Geleis unserer Erzählung zurückkehren, um es nicht wieder zu verlassen.

Die Thatsachen, welche wir zu erzählen im Begriffe stehen, ereigneten sich ungefähr vierundzwanzig Jahre vor der Zeit, wo der erste Theil dieser Geschichte anhebt, was uns also in das Jahr 1748 zurückversetzte.

Wir bitten unsere Leser, uns in das Innere jener

Provinz, der Bretagne, zu begleiten, welche der Dichter Brizeux so richtig

„Den Boden von Granit, mit Eichen überdeckt“

nennt.

Wir führen unsere Leser nicht weit von der kleinen Stadt Roscoff auf jenen wildromantischen Strand, wo der im ewigen Aufruhr begriffene alte Ocean sich mit langgedehntem Aechzen an den einsamen schwarzen Klippen und Uferhöhen bricht.

Ungefähr eine Stunde von der kleinen bescheidenen Seestadt stand damals am äußersten Ende eines Fleckens von etwa fünfzig Feuerstätten ein gut gebautes Schloß von mittelalterlichem Ansehen, von welchem heute aber auch nicht die mindeste Spur mehr vorhanden ist.

Dieser Herrensitz hieß in der Umgegend das „schöne Schloß Kerjean“ — es gehörte zu den Erbgütern der Herren dieses Namens.

Sie waren Edelleute von hoher Abstammung, Barone schon seit 1360 und durch im Laufe der Zeit stattgehabte Heiratsbündnisse mit beinahe allen Familien der alterthümlichen Provinz verwandt.

Der Baron Regis von Kerjean, der 1748 schon alt war, weil er damals sein siebzigstes Lebensjahr erreichte, besaß ein jährliches Einkommen von dreißigtausend Livres, als dem Ertrage von guten und schönen Ländereien, was in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein bedeutendes Vermögen ausmachte und mehr betrug als in unserer Zeit eine Rente von hundertundfünfzigtausend.

Der würdige Baron hatte nur einen Sohn, Luc von Kerjean, der unter schlimmen Auspicien auf die Welt ge-

kommen war, denn seine Geburt hatte — es waren seit derselben damals vierzehn Jahre verflossen — seiner Mutter das Leben gekostet. Wir werden bald auf ihn zurückkommen.

Am äußersten Ende des Dorfes, und folglich eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernt, stand ein kleines Haus oder vielmehr eine Hütte von ärmlichem Ansehen, die von einer alten Frau bewohnt ward, welche im besten Rufe stand.

Diese alte Frau hieß Yvonne Engoulevent. Sie war die Witwe eines der Jagdhüter des Barons und lebte in einem gewissen Wohlstand, in Folge einer kleinen Pension, welche der Baron Kerjean ihr aus Rücksicht auf die guten Dienste ihres verstorbenen Mannes auszahlen ließ.

Yvonne hatte ihre einzige Tochter Perine bei sich, die damals kaum achtzehn Jahre zählte und deren auffallende Schönheit die ganze Umgegend in Flammen zu setzen begann.

Wir werden uns mit ihr sogleich näher zu beschäftigen haben.

In einiger Entfernung vom Schlosse, auf der schärfsten Spitze einer kahlen Strandhöhe, an deren Fuß die Wogen des Oceans langsam nagten, stand ein verfallener Thurm, der so alt war, daß sein Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verlor.

Dieser Thurm stand eine Viertelstunde Weges vom Stammschlosse der Kerjean und in gleicher Entfernung von Yvonne's Hütte. Die Ruine, die Hütte und das Schloß bildeten folglich die drei Winkel eines gleichseitigen Dreiecks.

Perine Engoulevent war ein seltsames Mädchen.

Schöner und namentlich auch intelligenter als die anderen Mädchen des Dorfes, unter welchen sie auch nicht eine einzige Freundin zählte, besaß sie weder die Geschmacksrichtungen ihres Alters, noch die Ansichten ihres Standes und ihrer Provinz.

Von Natur stolz, verrichtete sie nur mit äußerstem Widerwillen und dem größten Widerstreben die Feldarbeiten, welche in dem Leben der Bäuerinnen eine so große Rolle spielen. Sie hegte, beinahe ohne es zu wissen, ein unklares Trachten nach einer Zukunft, wie sie dieselbe in ihren Träumen sah und die ihr deutlich zu schildern unmöglich gewesen wäre.

Man fand auf dem Grunde ihrer Seele weder die Naivetät noch die Religiösität, welche sonst den Bewohnern der Bretagne eigen zu sein pflegen, und der Pfarrer des Kirchspiels schüttelte über das, was er die »geistige Unordnung« und die »schlimmen Gedanken« des Mädchens nannte, bedeutend den Kopf.

Der würdige Priester hatte auch in der That allen Grund, Befürchtungen zu hegen. Der seltsame und spöttische Geist Perinens gestattete sich gerne Spielraum auf Kosten alles dessen, was gute Seelen sonst zu respectiren pflegen. Er schonte nicht einmal die Geheimnisse der Religion und der heiligen Dinge und gab dadurch ein unerhörtes und beinahe unbegreifliches Aergerniß, wenn man bedenkt, daß dies mitten in der Bretagne und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschah.

Nur die Wissenschaft — oder wenigstens das, was nach ihren Begriffen Wissenschaft war — hatte für Perinen einen unendlichen Reiz. Ohne Hilfe, ohne Anleitung,

ohne Rathschläge irgend welcher Art, war es ihr gelungen, die Buchstaben eines alten Gebetbuches zu entziffern, welches sich in die mütterliche Hütte verirrt, wo Niemand je die Kunst des Lesens geübt oder auch nur verstanden hatte.

Die warme Bewunderung der jungen Burschen des Dorfes Kerjean und der benachbarten Kirchspiele erweckte in ihr keine Gemüthsbewegung, sondern ließ sie kalt und gleichgiltig. Sie glaubte unendlich hoch über allen diesen Dorfjünglingen zu stehen und würde sich um keinen Preis dazu verstanden haben, die Frau eines derselben zu werden.

Was hoffte sie denn? — Wir müssen hier wiederholen, daß sie es nicht wußte. Der größte Genuß Perinens war, zu den Stunden der Ebbe auf dem feuchten, von der zurücktretenden Flut verlassenen Strande umherzuirren und hier, während sie mit ihren kleinen, in plumpen Holzschuhen steckenden Füßen in dem dichten Teppich der Flechten und des Seegrases umherwühlte, unablässig alle jene wunderbaren Sagen, alle übernatürlichen Traditionen, alle alten Zauber- und Hexengeschichten zu wiederholen, mit welchen sie Sorge getragen, ihr Gedächtniß von ihrer Kindheit an auszuschmücken.

Perine verlachte, wie wir schon bemerkt haben, die Religion; in Folge einer Anomalie aber, die weit häufiger vorkommt, als man glaubt, übten phantastische Dinge einen unwiderstehlichen Reiz auf sie.

Es ist uns oft begegnet, daß wir Leute kennen gelernt haben, welche bei vollkommen gesundem Verstand zu sein behaupteten und, obschon sie Gott läugneten, doch an den Teufel glaubten. O Unvernunft der menschlichen Vernunft!

Der beunruhigende Charakter des jungen Mädchens

und ihre unbegreiflichen Triebe brachten ihre Mutter — eine schlichte fromme Frau — förmlich zur Verzweiflung. Sie verrichtete Gebete über Gebete und zündete jeden Monat eine kleine Wachskerze an, um bei der heiligen Anna von Auray die moralische Umwandlung Perinens auszuwirken. Die Gebete halfen aber nichts — die Wachskerzen verbrannten umsonst.

Eines Tages ward Perine zu dem Pfarrer gerufen, um wegen ihres mehr als zerstreuten Benehmens in der Kirche während des Gebetes eine wohlverdiente Zurechtweisung zu erhalten. Sie lieh aber der Ermahnung des alten Priesters ein nur unaufmerksames Ohr und beging im Gegentheile bei dieser Gelegenheit eine neue Missethat, die noch weit strafbarer war als alle früheren.

Sie bemächtigte sich nämlich eines in der Nähe liegenden kleinen Buches mit rothem Schnitt, versteckte es in ihrem Mieder und nahm es als eine kostbare Eroberung, als eine unschätzbare Beute mit fort.

Was für ein Buch es eigentlich war, wußte Perine nicht und es ward ihr sehr schwer, es zu erfahren, denn ihre Wissenschaft ging blos bis zum Buchstabiren und Syllabiren, aber nicht so weit, daß sie Worte verbinden und den Sinn derselben aufzufassen vermocht hätte.

Aber darauf kam ihr weiter nichts an. Ein Buch hatte, eben deshalb weil sie es nicht verstand, für sie den berauschenden Reiz des Unbekannten. Es kam ihr vor, als ob diese mit dicht neben einander stehenden Buchstaben bedeckten Seiten die ganze Wissenschaft, alle Geheimnisse und alle Schätze der Welt enthielten.

Stolz und erfreut über ihren Raub lenkte Perine, als

sie das Pfarrhaus verließ, ihre Schritte nach dem einsamsten und wildromantischesten Theile des felsigen Meeresstrandes, um in dem Studium, welches sie sich vornahm zu beginnen, nicht gestört zu werden.

Es war im Monat August. Das Angelus hatte so eben geläutet und die senkrechten Strahlen der Sonne sendeten förmliche Flammenströme herab.

Perine erreichte das Vorgebirge, an dessen äußerstem Ende wie ein Riese von Granit jenes alterthümliche Bauwerk stand, von welchem wir schon gesprochen haben und das man den »Möventhurm« nannte, wegen der großen Anzahl Vögel dieses Namens, die in den Löchern seiner Mauern, in den Schießscharten und in dem Gesträuch nisteten, welches durch die Stürme auf seinen Zinnen gesäet worden und Wurzel geschlagen hatte.

Das Innere des Thurmes befand sich in noch leidlich erhaltenem Zustande.

Das Erdgeschoß enthielt ein gewölbtes, ziemlich umfangreiches Gemach. Allerdings war keine Thür da und das einzige Fenster hatte keine Fensterscheiben mehr. Eine schmale Treppe, deren Stufen tief in die Mauer hineinragten, führte in ein zweites Gemach im ersten Stockwerk und dann weiter bis auf eine mit gezacktem Mauerwerk umgebene Plattform, von wo man die Aussicht auf die Umgegend mehrere Meilen in der Runde und auf die unendliche Fläche des Oceans hatte.

Kein Bauer, kein Hirt, kein Fischer betrat jemals diesen Dom, von welchem abergläubische Furcht ihn fern hielt. Es ist eine bekannte Sache, daß es in der Bretagne

keine Ruine, kein altes Gebäude, keinen Felsen, keinen Hügel gibt, woran sich nicht irgend eine Sage knüpfte.

Wir wissen aber auch schon, daß Perine ein Freigeist war und daß übrigens das Wunderbare und Natürliche sie anzog.

Sie überschritt deshalb die von Gestrüpp und Kriechpflanzen halb versperrte wackelnde Schwelle, trat in das gewölbte Gemach, setzte sich auf eine Granitbank, die neben einem riesigen Kamin angebracht war, auf dessem Sims noch Spuren von einem unbekannten Wappen zu sehen waren, und dann zog sie aus ihrem Mieder das gestohlene Buch — ein ganz unschuldiges theologisches Handbuch.

Sie schlug es aufs Gerathewohl auf und bemühte sich nun, die Geheimnisse desselben zu durchdringen, indem sie jeden Buchstaben laut aussprach und ihn dann so gut sie konnte mit den danebenstehenden Buchstaben verschmolz, um Worte daraus zu bilden.

Dieser schwierigen und undankbaren Aufgabe widmete sie sich mit unbeschreiblichem Eifer und mit Leib und Seele. Sie ärgerte sich, daß sie zu keinem Resultat gelangte. Sie stampfte mit dem Fuße auf die Steinplatten und dicke Schweißtropfen rieselten einer nach dem andern ihr von der Stirn.

Plötzlich bewog ein leichtes Geräusch, welches von der Decke des Gemachs herabzukommen schien, sie zusammenzuzucken, und rüttelte sie aus ihrer Beschäftigung auf.

Sie hob die Augen auf und trotz der Festigkeit ihres Charakters empfand sie eine unwillkürliche Bewegung von Unruhe und Schrecken.

Ihr gegenüber, auf der höchsten Stufe der Treppe, welche nach der obern Etage führte, gewahrte sie eine

beinahe phantastische Gestalt, welche unbeweglich war und die Blicke auf sie gerichtet hielt.

Perinens erster Gedanke war, aufzustehen und die Flucht zu ergreifen, beinahe in demselben Augenblicke aber beruhigte sie sich wieder.

Die Erscheinung, welche sich ihren Blicken darbot, hatte das Ansehen eines mehr als hundertjährigen Greises. Sein kahler Schädel glänzte wie gelbgewordenes Elfenbein. Zwei schneeweiße Haarbüschel fielen zu beiden Seiten seines hageren Gesichtes von seinen Schläfen herab und ein weißer gespaltener Bart bis auf die Mitte der Brust.

Die auf der krummen Nase sitzende eiserne Brille machte seine Augen denen einer Nachteule ähnlich und eine Kutte von unbestimmter Farbe, die durch einen Strickgürtel um den Leib herum festgehalten ward, bedeckte seine schwachen Glieder.

Perine stellte eine kurze und logische Schlußfolgerung an.

»Entweder ist dieses seltsame Wesen wirklich ein Greis,« sagte sie bei sich selbst, »und dann droht mir keine Gefahr, oder es ist ein übernatürlicher Geist, der sich mir zeigt, und was könnte der mir Schlimmes zufügen?«

Vollkommen beruhigt wartete sie nun.

Dieses Warten dauerte nicht lange. Die Erscheinung setzte sich in Bewegung, kam langsam die schmalen Stufen der Treppe herab und näherte sich Perinen.

Diese konnte sich nun überzeugen, daß sie wirklich ein Wesen von Fleisch und Blut vor sich sah.

»Was machst Du da, mein Kind?« fragte sie der Greis mit noch fester Stimme, die aber durch einen sehr

entschieden deutschen Accent nicht sehr angenehm gemacht ward.

Perine zeigte, anstatt zu antworten, auf ihr Buch.

»Ah!« fuhr der Greis fort, »Du liesest. Das hätte ich gleich sehen sollen, aber freilich sind meine Augen jetzt nicht mehr so gut, als da ich zwanzig Jahre alt war. Ueberdies sind auch die Gläser meiner Brille ein wenig trübe geworden. Was liesest Du denn da?«

Perine reichte ihm das Buch, welches er mit einer Hand ergriff, die so runzelig und braun war wie die einer Mumie. Er schlug die erste Seite auf.

»Neues Handbuch der Theologie zum Gebrauche der Pfarrer und Hilfsgeistlichen in den Kirchspielen der Diöcese von Vannes!« las er laut, indem er jedes Wort mit einem höhnischen Ausruf begleitete. »Bei den Hörnern des Teufels, mein schönes Kind, das ist eine eigenthümliche Lectüre für ein Mädchen von deinem Alter. Bist Du vielleicht gesonnen, in irgend einem Kloster der hiesigen Gegend den Schleier zu nehmen?«

»O nein!« rief Perine lebhaft und mit Ueberzeugung. »O nein,« wiederholte sie.

»Aber warum liesest Du dies da?«

»Ach,« murmelte die junge Bretagnerin seufzend, »ich lese nicht — ich versuche erst es zu lernen.«

»Lesen?«

»Ja.«

»Und es liegt Dir wohl viel daran, es zu können?«

»Ob mir daran liegt? Mehr als an sonst etwas auf der Welt.«

»Dann ist nichts leichter als deinen Wunsch zu erfüllen.«

»Aber wie?«

»Ich werde es Dich lehren.«

»Ihr!« rief Perine ganz bestürzt.

»Warum nicht? — Mein Unterricht wird eben so gut sein als ein anderer und dafern es Dir recht ist, sollst Du jeden Tag eine Unterrichtsstunde haben.«

»Jeden Tag?«

»Ja wohl, ohne Zweifel.«

»Wo wohnt Ihr denn?«

»Hier.«

»In dem Möventhurm?«

»Ja, in diesem alten Thurm, möge man ihn nennen, wie man wolle. Ich glaube nicht, daß der Eigenthümer desselben so unmenschlich sein wird, einem armen Greis den Aufenthalt hier zu versagen.«

»Der Möventhurm gehört Niemanden — er steht seit länger als hundert Jahren öde und verlassen.«

»Gestern war er es vielleicht noch, heute aber ist er bewohnt.«

»Es ist ja aber kein Hausgeräth da!«

»Ach was! das Hausgeräth dient zu weiter nichts, als den Platz wegzunehmen.«

»Kein Bett.«

»Ich bin in dieser Beziehung nicht wählerisch. Auf einer Schütte Stroh schläft man ebenso gut wie Ludwig der Fünfzehnte in seinem Palast zu Versailles.«

»Aber wie wollt Ihr hier leben?«

»Das ist meine Sache. Darüber mache Dir keine

Sorge, liebe Kleine — ich weiß überall zu leben — ich gehöre zu den Leuten, welche durch nichts in Verlegenheit gesetzt werden.«

»Wer seid Ihr denn?«

»Ich bin ein Weiser.

»Ein Weiser? Das heißt wohl ein Gelehrter?«

»Es heißt sogar noch etwas mehr, obschon im Allgemeinen die Gelehrten nicht sehr weise sind. Ich, der ich mit Dir spreche, bin eins wie das andere.«

»Wenn Ihr aber ein Gelehrter seid, dann wißt Ihr wohl Alles?«

»Ja wohl Alles und noch etwas — de omni re scibili et quibusdam aliis —«

»Wollt Ihr mich lehren, was Ihr wisset?«

Der Greis bekam eine so heftige Anwandlung von Heiterkeit, daß seine ganze hagere Person im Begriff zu sein schien, sich zu desorganisiren, wie ein astrologisches Präparat, dessen Drahtverbindungen auseinandergehen.

»Ich soll Dich lehren, was ich weiß?« rief er. »Dazu würde vielleicht ein wenig lange Zeit nöthig sein, mein Schätzchen. Indeß, ich sage nicht nein. — Machen wir den Anfang mit dem Lesenlernen, dann werden wir weiter sehen.«

»Wann wollt Ihr mir meine erste Lection geben?«

»Morgen, wenn Du willst.«

»Warum nicht schon heute?«

»Heute bin ich viel umhergelaufen und deshalb nun ein wenig müde.«

»Dann ruht schnell aus; es liegt mir viel daran, so bald als möglich gelehrt zu werden.«

Der Greis begann abermals zu lachen, dann murmelte er:

»Bei den Hörnern des Teufels! Welches Ungestüm! Ich glaube, das ist eine Schülerin, die Ehre machen wird.«

»Ich will Euch jetzt ausruhen lassen,« hob Perine wieder an. »Morgen zur Stunde des Angelus komme ich wieder. Versprecht Ihr mir, daß ich Euch dann hier antreffen werde?«

»In dieser Beziehung seid ganz unbesorgt, liebes Kind. Der alte Isaak ist fest entschlossen, den Möventhurm nicht eher zu verlassen, als bis man ihn fest zwischen die Breter eines Sarges genagelt hinaustragen wird.«

Durch diese Versicherung beruhigt, lenkte Perine ihre Schritte nach der Thür, ehe sie dieselbe aber erreicht hatte, kehrte sie um und sagte:

»Wenn Ihr mit den Leuten in der Umgegend, mit den jungen Burschen aus unserem Dorfe sprecht, so sagt Ihnen nichts davon, daß Ihr mir Unterricht ertheilt und daß Ihr mich gelehrt machen wollt. Diese Leute dürfen nichts davon erfahren.«

»Ich werde mich auch hüten, ihnen etwas davon zu sagen. Schlafet daher in Frieden, liebe Tochter — der alte Isaak ist stumm wie ein Kerker und verschwiegen wie das Grab.«

Es wird einer sehr kleinen Anzahl von Zeilen bedürfen, um unseren Lesern zu sagen, wer die seltsame Persönlichkeit, die wir ihnen soeben vorgeführt, eigentlich war.

Samuel Isaak Keyser, ein deutscher Jude, der im Jahre 1748 fünfundachtzig Jahre zählte, hatte sechzig Jahre lang in Paris gelebt, wo er sich unter dem Namen

Samuel einen bedeutenden, obschon unheimlichen und geheimnißvollen Ruf erworben hatte.

Sehr gelehrt, aber in noch weit höherem Grade lasterhaft, geizig oder vielmehr habgierig, hatte er sich von seiner Jugend an vorgenommen, um jeden Preis und unter Anwendung jedes Mittels reich zu werden, und das Nachdenken hatte ihn überzeugt, daß er nicht schneller und nicht sicherer zu Reichthum gelangen könne, als wenn er die schlimmen Seiten der Menschennatur, ihren Aberglauben, ihre Irrthümer und ihren thörichten oder strafbaren Ehrgeiz zu seinem Nutzen ausbeutete.

Sehr bewandert in den geheimen Wissenschaften, war Samuel daher Astrolog, Chiromant und Schwarzkünstler geworden und es dauerte nicht lange, so lockte sein sich immer mehr ausbreitender Ruf das Publicum zu ihm und ließ Gold in seine Casse regnen.

Dies war aber nicht Alles.

Der Zufall oder vielmehr eine jener unerklärlichen Verwandtschaften, welche wollen, daß die Bösen einander begegnen, ohne sich zu suchen, führte Samuel und Exili zusammen — den Italiener Exili, den Schüler und Freund des Chevalier von Sainte-Croix und der Marquise von Brinvilliers.

Die Seele des Italieners und die des Deutschen waren geschaffen, um einander zu verstehen — ein enges Band umschloß die beiden Männer.

Es dauerte nicht lange, so hatte Exili kein Geheimniß mehr für Samuel und der Jude konnte mit vollem Erfolg in einem geheimnißvollen Laboratorium die höllischen Combinationen des Giftes der Borgia, der

Aqua tofana, des Erbschaftspulvers und vieler anderen nicht weniger bewundernswürdigen, obschon weniger berühmten toxicologischen Recepte versuchen.

Von diesem Tage an sah Samuel sich auf dem Wege, der gerade zur Million führt. Er hatte nun an seinem Bogen eine zweite Sehne, eine echte Goldsehne, die weit ergiebiger war als die erste.

Demgemäß begann er gegen schönes baares Geld dem nach Besitz begierigen Erben die frohe Sicherheit zu verkaufen, daß der Hintritt eines reichen Verwandten nahe und unvermeidlich war.

Später übernahm er es gegen eine zweite Belohnung, die zehnmal größer war als die erste, die Prophezeiung zu verwirklichen, die Zeit der Erfüllung sogar zu beschleunigen und den Erblasser zum größeren Nutzen des Erben in die andere Welt zu befördern.

Alles ging für Samuel gut, so lange Exili lebte — so lange es möglich war, alle unerklärlichen Todesfälle auf Rechnung jener Giftmischerbande zu bringen, deren Spur Herr de la Reynie vergebens in der Finsterniß des alten Paris verfolgte, ohne sie vernichten zu können, und welche die Errichtung der brennenden Kammer, furchtbaren und rächenden Andenkens, nöthig machte.

Als aber die Mitglieder dieser verworfenen Rotte ihre Verbrechen auf dem Rad und dem Scheiterhaufen gebüßt, als Samuel sich als den alleinigen und letzten Repräsentanten einer früher so blühenden Industrie sah, wuchs der Ertrag allerdings auf unberechenbare Weise, die Gefahr aber stieg in demselben Verhältniß.

Reich und alt geworden, hätte Samuel, wäre es auch

nur in Folge eines intelligenten Egoismus gewesen, auf der verhängnißvollen Bahn, welcher er folgte, Halt machen sollen. Er besaß aber diese Klugheit oder vielmehr diesen Muth nicht. Sein Reichthum war bedeutend — und die Million war schon längst beisammen, aber er wollte noch mehr besitzen.

Dieser unersättliche Durst stürzte ihn ins Verderben.

Ein unerwarteter Donnerschlag erdröhnte plötzlich am Himmel des alten Bösewichts. In Folge der gegen ihn anhängig gemachten und von zermalmenden Beweisen unterstützten Klage ward ein Verhaftungsbefehl gegen ihn ausgefertigt und er hatte eben nur noch Zeit, aus seiner Wohnung durch eine geheime Thür zu entfliehen und etwa zwei- oder dreihundert Louisd'or mitzunehmen, die er in einem ledernen Gürtel verwahrt hielt, welchen er niemals ablegte.

Er ward in contumaciam verurtheilt und im Bildniß verbrannt. Sein Haus ward unter Sequester gestellt und der Fiscus bemächtigte sich der in seinen Kellern aufgehäuften Schätze, denn Samuel legte sein Geld niemals an, sondern fand Vergnügen daran, jeden Tag viele Stunden lang seine metallenen Reichthümer mit leidenschaftlicher Extase zu betrachten.

Während dies in Paris vorging, begab der Jude, der im Grunde genommen sehr philosophisch war und sich über seinen Ruin schon durch den Gedanken tröstete, daß dieser unvorhergesehene Sturm ihm leicht nicht blos sein Geld, sondern auch das Leben hätte kosten können — der Jude, sagen wir, begab sich zu Fuße und in kleinen Tagereisen nach der Bretagne.

Er war und nicht ohne Grund überzeugt, daß kein Land dem alten Astrologen, dem alten Giftmischer ein sichreres Asyl bieten könne, als der classische Boden der lebendigen Religiosität und der makellosen Unterthanentreue.

Eines schönen Tages erblickte Samuel, als er an den Strand des Oceans kam, den Möventhurm. Er untersuchte das Innere desselben, fand es hinreichend verfallen, um vermuthen zu können, daß man ihm keine Miethe abverlangen würde — eine Rücksicht, die für ihn von großem Gewicht sein mußte, und nahm kurz und gut darin seinen Wohnsitz. Es geschah dies ungefähr eine Stunde vor dem Augenblick, wo Perine die Schwelle des Thurmes überschritt.

Der ersten Unterredung der Bretagnerin und des Juden haben wir schon beigewohnt.

Es bleibt uns nur noch übrig, unseren Lesern mitzutheilen, was aus der Begegnung Perinens mit dem alten Giftmischer und Schwarzkünstler hervorging.

Eilftes Capitel.

Tod und Liebe.

Der in dem Möventhurm verborgene Flüchtling hätte keine fleißigere und gelehrigere Schülerin finden können als Perinen.

Nach Verlauf von einigen Wochen konnte sie nicht blos die gedruckten Seiten des theologischen Handbuchs lesen, sondern verstand auch ziemlich geläufig die zitternde und unregelmäßige Handschrift Samuels zu entziffern.

Dieser blieb in seinem Unterrichte hierbei nicht stehen, sondern gab Perinen auch eine Feder in die Hand und lehrte sie, sich derselben zu bedienen.

Wir haben schon erwähnt, daß Perine im höchsten Grade wißbegierig war. Ihre ersten Kenntnisse verdoppelten ihren glühenden Wissensdurst. Sie bat Samuel, einen so gut begonnenen Unterricht nicht aufzugeben, und der Jude, der in seiner Schülerin einen kühnen Geist, eine schon verirrte Seele, die leicht vollständig zu verkehren war, fand, willigte ein, ihr die Geheimnisse seines vergangenen Lebens zu offenbaren und ihr seine furchtbaren Kenntnisse aller Art als ein verhängnißvolles und furchtbares Vermächtniß zu überliefern.

»Dieses Mädchen ist würdig, dereinst meine Nachfolgerin zu werden,« sagte er bei sich selbst. »Sie wird meinen Platz in dieser Welt einnehmen; sie wird mein unvollendetes Werk vervollständigen; sie wird mich an denen rächen, welche, nachdem sie sich zu meinen Mitschuldigen gemacht und sich meiner bedient, mich feigerweise haben zum Tode verurtheilen lassen, ohne einen einzigen Schritt zu meiner Rettung zu versuchen, ohne ein einziges Wort dafür zu sprechen.

Von dem Augenblick an, wo Samuel diesen Entschluß gefaßt, zeigte er sich im Lehren eben so eifrig wie Perine im Lernen.

Er weihte sie nun vor allen Dingen mit wunderbarer Klarheit in die seltsamen Geheimnisse der Astrologie, der Cabbala, der Chiromantie und der anderen verborgenen Wissenschaften ein, welche im Mittelalter so beliebt und

wenige Jahre vorher durch den berühmten Cagliostro wieder zu Ehren gebracht worden waren.

Bemerkenswerth aber war, daß Samuel sie in diesen Künsten nicht blos unterrichtete, sondern ihr auch verbot, daran zu glauben.

»Um die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes mit glücklicher Kühnheit auszubeuten,« sagte der Greis bei sich selbst, »ist der unbedingteste Skepticismus nothwendig.«

Ein Jahr genügte für Perinen, um den Schatz der von Samuel durch sechzigjährige geduldige Forschungen aufgehäuften Kenntnisse in ihr Gedächtniß aufzunehmen.

Dann erhielten Perinens Studien eine neue Richtung.

Der Einsiedler des Möventhurms entschleierte seiner Schülerin die Geheimnisse der furchtbaren Wissenschaft der Giftbereitung.

Unter der untrüglichen Anleitung des Freundes und Vertrauten Exili's machte Perine rasche Fortschritte und ehe abermals ein Jahr vergangen war, hatte sie von dem Juden nichts mehr zu lernen.

Es war als ob Samuel nur diesen Augenblick abgewartet hätte, um diese Welt zu verlassen und seine verworfene Seele dem Teufel, dessen gehorsame Dienerin sie war, zurückzugeben.

Eines Tags im Augustmonat 1750 und folglich zwei Jahre nach der Ankunft des Juden in der Bretagne, kam Perine, um ihren gewohnten Besuch in dem Möventhurm zu machen. Die Witterung war schwül und zuckende Blitze durchfurchten die schwarzgelben Wolken, welche über dem Ocean aufgethürmt standen wie gespenstische Citadellen.

Die Bretagnerin durchschritt das untere Gemach und

erstieg rasch die Treppe, welche in das erste Geschoß führte. Hier fand sie Samuel ausgestreckt auf dem Stroh liegen, welches ihm als Bett diente.

Das pergamentene Gesicht des Juden hatte eine seltsame Farbe angenommen — seine Augen hatten keinen Blick mehr — ein langsamer peinlicher Hauch hob in unregelmäßigen Zwischenräumen seine fleischlose Brust.

»Bist Du es, Perine?« murmelte er, während das junge Mädchen vor ihm stehen blieb.

»Ihr fragt mich, ob ich es bin?« rief sie; »sehet Ihr mich denn nicht?«

»Nein, ich sehe Dich nicht,« antwortete der Jude. »Auch höre ich Dich kaum. Der Finger des Todes hat mich berührt — eine Lähmung hat sich meines Körpers bemächtigt und verwandelt ihn allmälig in eine Leiche. Ehe eine Stunde vergeht, ist es aus mit mir.«

Die Bretagnerin gab keine Antwort. Es war für sie klar, daß Samuel sich nicht täuschte.

»Neige Dich auf mich herab.« hob der Jude wieder an, »denn meine Stimme wird immer schwächer, und höre die letzten Rathschläge, den letzten Willen, die letzten Befehle deines alten Meisters. Ich habe Dir die einzige Wahrheit, den einzigen unvergleichlichen Talisman, die Wissenschaft des Bösen, gegeben. Dank mir wirst Du reich und mächtig sein. Deine Zukunft liegt in deinen Händen. Verlaß diese Gegend, wo Du mit den Geschmacksrichtungen und dem Ehrgeiz, den ich an Dir kennen gelernt, und den ich nach Kräften entwickelt, nicht leben kannst. — Gehe nach Paris. — Dort ist dein Platz. Paris ist die Königin der Städte. das Babylon der neuen Zeit, wo alle

Leidenschaften Tempel und alle Laster Anbeter haben. Leidenschaften und Laster — alles wirst Du auszubeuten wissen. In dem Koth wirst Du das Gold suchen. Ich verspreche Dir eine reichliche Ernte — eine Ernte, welche deine Hoffnungen und selbst deine Träume übertreffen wird. Ich hatte Millionen erworben — Du wirst sie eben so erwerben wie ich. Die Fundgrube, in welche Du hinabsteigst, ist stets fruchtbar, reich und unerschöpflich. Sei geschickter und klüger als dein Meister — wisse zur rechten Zeit Halt zu machen — wisse dein Gold zu hüten. Gold und Wissenschaft, dies sind die zwei Worte des Lebens — alles Uebrige ist nichts.«

Samuel unterbrach sich. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes mischte sich in seinen keuchenden Athemzug.

Das durch den Sturm von den fernsten Punkten des Horizonts herbeigetriebene Gewitter kam immer näher. Schon hörte man die ersten Tamtamschläge des Donners dröhnen.

Der Jude, welcher sich einen Augenblick lang aufgerichtet, sank zurück.

»Es ist aus mit ihm,« dachte Perine. »Er wird nicht mehr sprechen.«

Perine irrte sich. Samuels Hand bewegte sich und winkte der Bretagnerin, sich nochmals über ihn zu neigen. Sie gehorchte, sie hielt ihr Ohr dicht an die bebenden Lippen des Greises und erhaschte die gebrochenen, kaum noch verständlichen Worte:

»Um meine Lenden trage ich einen Gürtel — mit Gold gefüllt — er ist dein — Paris — geh — vergiß nicht —«

Die Lippen bewegten sich noch, aber die Stimme erlosch. Perine horchte immer noch, aber sie hörte nichts mehr.

Nach Verlauf von wenigen Secunden ward das tiefe Schweigen durch einen so lauten und nahen Donnerschlag unterbrochen, daß es war, als wenn der Thurm selbst vom Blitze getroffen worden wäre.

Perine bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Samuels Körper zuckte wie galvanisirt noch ein letztes Mal auf seinem elenden Lager.

»Nichts, hier bin ich — empfange mich,« stammelte der schon halb erstarrte Mund.

Ein abermaliges Röcheln entrang sich der heiseren Kehle, die Augen verdrehten sich in ihren Höhlen — der Jude war todt.

Eine halbe Minute lang betrachtete Perine die Leiche, ohne daß eine Spur von Gemüthsbewegung sich auf ihrem gleichgiltigen Gesichte gezeigt hätte. Dann löste sie, indem sie sich niederbückte und ohne sich erst zu überzeugen, ob das Herz wirklich aufgehört habe zu schlagen, den ledernen Gürtel, öffnete ihn, kauerte auf die Steinplatten des Fußbodens nieder und begann begierig die Goldstücke zu zählen, welche dieser Gürtel enthielt.

Sie fand deren beinahe zweihundert vor. Die übrigen hatte der Jude während der zwei Jahre seines Aufenthaltes in der Bretagne verthan, um seine bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen und um aus der nächsten Stadt einige Bücher und einige astronomische Instrumente kommen zu lassen, deren er zu Perinens Unterricht bedurfte.

Letztere war außer sich vor Freuden. Die Hände

voll Gold, mit welchem sie jetzt spielte, schienen ihr ein unberechenbarer und unerschöpflicher Reichthum zu sein. Die Zukunft entrollte sich strahlend vor ihr und kein Hinderniß konnte fortan ihren Gang hemmen, da sie durch die Erbschaft ihres Meisters in den Stand gesetzt ward nach Paris zu eilen, jener Zauberstadt, wo Reichthum und Macht ihrer harrten.

Dem Manne, dessen kaum erkaltete Leiche neben ihr lag, einen Gedanken der Trauer, eine Thräne, eine Erinnerung zu widmen, dies fiel Perinen nicht ein.

Die Schülerin war des Meisters würdig.

Mittlerweile brach der Orcan in seiner ganzen Macht los — der Donner rollte unaufhörlich. Die empörten Wogen des Oceans brachen sich mit dumpfem Gebrüll an dem Fuße der Klippen, welche von dem Möventhurme beherrscht wurden. Der Regen fiel gemischt mit Hagel und von dem rasenden Sturme gepeitscht.

Perine ging wieder in das untere Gemach hinab, nachdem sie unter dem ersten ihrer dreifachen bretonischen Röcke den kostbaren Gürtel verborgen, welcher ihren Reichthum und ihre Hoffnungen in sich schloß.

Sie wartete eine Stunde, bis das ein wenig ruhiger gewordene Unwetter ihr erlaubte, sich wieder auf den Weg nach dem Dorfe zu machen.

Nach Verlauf dieser Zeit legte sich der Wind, die Blitze wurden bleicher, das Rollen des Donners entfernte sich, der blaue Himmel trat hier und da wieder zwischen den zerrissenen Wolken hervor und endlich fiel ein freundlicher Sonnenstrahl auf das dunkle Farnkraut und die Binsen mit den goldenen Blüthen.

Die Bretagnerin verließ den Thurm und eilte hinaus in's Freie.

Kaum hatte sie einige Schritte zurückgelegt und war über die Ecke eines kleinen Wäldchens verkümmerter Eichen, welchen der Wind allerhand sonderbare Mißgestalten gegeben, hinaus, so sah sie sich plötzlich einem schönen jungen Manne gegenüber, der, mit dem Gewehr auf der Schulter und von zwei Jagdhunden gefolgt, dahergegangen kam.

Augenscheinlich hatte dieser Jäger es verschmäht, während des Ungewitters ein Obdach zu suchen, denn seine Kleider von feinem Stoffe und elegantem Schnitt troffen vom Wasser, gerade als ob er im Meere herumgeschwommen wäre.

Seine Gestalt war die eines Mannes, sein Gesicht aber beinahe noch das eines Knaben. Die anmuthigen Züge und die mädchenhafte Frische verriethen höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre.

Die Schönheit dieses Gesichts mit den regelmäßigen und aristokratischen Zügen war übrigens unübertrefflich.

Wir wollen kein ausführliches Bildniß dieses jungen Herrn zeichnen, welchen unsere Leser bereits kennen. Wir haben ihnen den Baron Luc von Kerjean in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre gezeigt, nun mögen sie selbst errathen, welch' eine Erscheinung er in der ganzen Blüthe des ersten Jünglingsalters war.

Die Bretagnerin hatte beim Anblick des jungen Barons große Mühe, eine Geberde der Ungeduld und des Aergers zu unterdrücken; das Gesicht des jungen Jägers dagegen ward von der unverkennbarsten Freude beseelt, die ihm aus den Augen funkelte.

»Dich suchte ich, Perine!« rief er lebhaft; »ich begann aber schon die Hoffnung aufzugeben, Dich heute zu finden.«

»Sie suchten mich, Herr Luc,« antwortete Perine, indem sie ihre Worte mit einer etwas spöttischen Verbeugung begleitete; »das ist sehr viel Ehre für mich. Und warum suchten Sie mich, wenn ich fragen darf?«

»Grausame Perine, ist es möglich, daß Du eine solche Frage an mich thust!«

»Nun, mein Himmel, um zu erfahren, muß man fragen, scheint mir.«

»Ach, weißt Du nicht, daß ich nicht leben kann, ohne Dich zu sehen — weißt Du nicht, daß mein einziges Glück ist, Dir jeden Tag zu begegnen, um Dir zu sagen, wovon mir die Seele überfließt — um Dir zu wiederholen, daß ich Dich liebe?«

»Wenn Sie es aber einmal gesagt haben, warum wollen Sie es wiederholen?«

»Um endlich dein Marmorherz zu rühren, Du schöne Grausame!«

»Aber Herr Luc, Sie, der Sie so viel Geist besitzen, begreifen Sie denn nicht, daß Sie mich durchaus nicht rühren?«

»Ha, das ist es eben, was mich zur Verzweiflung bringt. Dennoch aber hoffe ich immer noch.«

»Daran thun Sie sehr unrecht, so wahr ich Perine heiße.«

»Aber, angebetete Tigerin, warum diese beispiellose Strenge? Findest Du mich deiner unwürdig?«

»Ach, so dumm bin ich nicht, Herr Luc! Ich weiß

nur zu wohl, daß Sie ein vornehmer Herr sind und daß ich blos ein armes Mädchen bin.«

»Glaubst Du denn nicht an meine Liebe?«

»Nein, daran glaube ich durchaus nicht. Sie haben wohl schöne Worte, um unschuldige Mädchen dadurch zu bethören, ebenso wie Sie schöne Spiegel haben, um die Lerchen anzulocken, aber ich bin nicht so einfältig, daß ich mich dadurch fangen ließe. Sie sind viel zu jung, Herr Luc, als daß man Ihrer Liebe trauen könnte. In Ihrem Alter weiß man noch gar nicht, was lieben heißt.«

»Ha, glaubst Du das, Perine?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Wohlan, wenn ich Dir nun aber augenscheinlich bewiese, daß meine Liebe keine scheinbare, sondern daß sie wirklich und ohne Grenzen ist — daß sie immer dauern wird — was würdest Du dazu sagen?«

»Wenn Sie mir dies bewiesen?«

»Ja.«

»Beweisen Sie es erst, dann werden wir sehen.«

»Wohlan,« rief der junge Baron, »höre und zweifle noch, wenn Du kannst. Ich erbiete mich, Dich zu heiraten.«

Perinens Antwort bestand darin, daß sie in ein lautes Gelächter ausbrach.

»Wie,« stammelte der Baron von Kerjean, »Du verspottest mich!«

»Ach, Herr Luc, ich weiß zu gut, was ich Ihnen schuldig bin, als daß ich mir eine solche Freiheit erlauben sollte!« entgegnete Perine. »Nein, nein, ich verspotte Sie nicht. Sie sind es vielmehr, der meiner spottet.«

»Ich schwöre Dir aber, daß ich in meinem ganzen Le-

ben nie ernster gesprochen habe. So wahr ich ein Edelmann bin, ich erbiete mich, Dich zu heiraten.«

»Welche Thorheit!«

»Thorheit! Warum?«

»Aus hundert Gründen — aus hundert triftigen Gründen.«

»Was für welche?«

»Nun erstens: Heiratet ein Gutsherr wohl seine Unterthanen?«

»Zuweilen doch. Die Schönheit ist ebenso viel werth als ein Wappenschild. — Hat man nicht Könige sich mit Schäferinnen verheiraten sehen?«

»Nicht oft.«

»Oefter als Du glaubst.«

»Sie sind sechzehn Jahre alt und ich zwanzig.«

»Was thut das? Wenn die Liebe sich mit einer so unbedeutenden Kleinigkeit beschäftigte, so wäre sie nicht mehr Liebe. Wenn ich übrigens jung bin, so ist es um so besser; ich kann Dich dann länger lieben.«

»Und der Herr Baron, Ihr Vater — was würde dieser dazu sagen? Haben Sie vielleicht seine Einwilligung schon in der Tasche?«

»Mein Vater würde nichts davon erfahren.«

»Ah! Also eine heimliche Heirat ist es, was Sie mir auf so galante Weise vorschlagen, Herr Luc?«

»Ja, allerdings,« stammelte der junge Mann sichtlich verlegen. »Ich würde in der Nachbarschaft schon irgend einen guten Priester finden, der unsere Verbindung segnet und unauflöslich macht — später, wenn ich mein eigener Herr bin, werde ich sie öffentlich erklären.«

»Und wann werden Sie Ihr eigener Herr sein, wenn ich fragen darf?«

»Nach dem Tode meines Vaters.«

»Und bis dahin soll ich Perine Engoulevent bleiben wie vorher? Ich danke schön, Herr Luc — ich danke schön.«

»Bedenke, Grausame, daß Du auf keinen Fall lange zu warten brauchen würdest. Mein Vater ist sehr alt und seine Gesundheit sehr schwächlich. Er kann es nicht lange mehr treiben. Es würde nicht lange dauern, so wärest Du Burgfrau, Baronin und hättest mehr als zehntausend Thaler Einkünfte.«

»Herr Luc, ich kenne ein Sprichwort, welches sagt: »Man darf nicht auf die Schuhe eines Todten rechnen.« Dann weiß ich auch noch eines, welches behauptet, es sei besser, etwas haben als darnach laufen. Ich glaube, diese Sprichwörter haben beide Recht, Herr Luc, und ich werde, um Ihre Wünsche zu erhören, warten, bis Sie einen Bart haben und Herr im eigenen Hause geworden sind.«

Damit verneigte sich die junge Bretagnerin und machte Miene, sich zu entfernen; Herr von Kerjean aber hielt sie auf.

»Also,« rief er, »Du weisest mich ab?«

»Ja wohl, ja wohl!«

»Aber siehst Du nicht, daß ich vor Kummer sterben werde?«

»Ah, Sie stehen da so frisch wie eine Rose und der Kummer wird Ihnen durchaus nichts schaden. Ich glaube, Sie werden es überstehen.«

»Perine — grausame Perine!«

»Auf Wiedersehen, Herr Luc — Ihre Dienerin, Herr Luc.«

»Ich hefte mich an deine Schritte.«

»Sie wollen mir also bis zu meiner Mutter folgen?«

»Ich werde Dir folgen bis an's Ende der Welt, dafern Du mir nicht augenblicklich ein wenig Hoffnung gibst.«

»O wenn Sie weiter nichts verlangen, Herr Luc, dann hoffen Sie, hoffen Sie, so viel Sie wollen! Ich bin sehr gern damit einverstanden.«

»Ich bräuche auch noch etwas.«

»Was denn?«

»Das Versprechen zu einer Zusammenkunft morgen an einem abgelegenen geheimnißvollen Ort, wo ich Dich mit Muße sprechen kann, um dein hartes Herz zu erweichen, um Dich zu überzeugen.«

Perine schien nachzudenken.

»Und wenn ich Ihnen diese Unterredung bewillige?« fragte sie nach Verlauf eines Augenblicks.

»Dann werde ich der glücklichste aller Menschen sein.«

»Und Sie lassen mich heute ruhig zu meiner Mutter zurückkehren?«

»Ich verspreche es Dir.«

»Wohlan, morgen eine Stunde vor Sonnenuntergang will ich Sie in dem ersten Geschoß des Möventhurmes erwarten.«

Und Perine machte sich, indem sie ihr Gesicht den Augen des jungen Mannes entzog, als ob sie sich der ihm bewilligten Gunst schämte, rasch auf den Weg nach dem Dorfe.

Luc von Kerjean folgte ihr trunken vor Freude lange mit entzücktem Blick, dann lenkte er mit stolz sich blähender Brust und mit der Geberde eines Eroberers seine Schritte